in Streifenautos in die Quartiere befördert. — Für unseren Zug war noch einige Wartezeit. In der Wirtschaft, die gegenüber unserer Unterkunft lag, saßen einige Heimkehrer und besprachen den Ausgang des Abends. Keiner wußte, ob nun alles wieder in Ruhe war. Keiner wußte, ob Kameraden verwundet oder ermordet waren. Die Stimmung der großen Erlebnisse beginnt sich von neuem auszubreiten. Da ertönt gellend ein Pfiff. Jemand ruft laut: „Max Hölz ist da!" Schon stürmen die ersten zur Türe, und planlos folgen alle einem Zivilisten im Sturmschritt. Die ersten haben die Straßenkreuzung erreicht und biegen stadteinwärts. Und im Lärm des Angriffs gehen die Rufe eines Polizisten, der den Straßendienst versieht, unter. Die hinteren drängen nach. Der Polizist beginnt nervös zu werden. Keiner von uns achtet auf ihn. Da zieht dieser die Pistole und schießt blindlings in die stürmende Schar. Ein Bochumer Kamerad sinkt, schwer getroffen, zu Boden. Entsetzen packt uns. Max Hölz ist vergessen. In Schmerz und Wut stürzen die ersten auf den unglücklichen Schützen und schlagen ihm die Waffe aus der Hand. Vier Kameraden tragen den Verwundeten zurück.

Max Hölz? Er war nie da. Niemand hatte ihn gesehen. Wer hatte uns herausgelockt?

Wir sind ins Quartier zurückgekehrt. In einer Stunde geht unser Zug. Da bringt einer die Nachricht mit, daß ein Kamerad gefallen ist. Eine Gruppe halbwüchsiger Burschen hatte den SA.-Mann Erich Johst überfallen und mit brutalen Werkzeugen niedergemacht.

Und als wir gegen 11 Uhr nachts die Stadt der Parteitage verließen, da trugen wir außer unseren großen Erlebnissen der Kraft und des Willens ein Vermächtnis mit uns: das Vermächtnis derer, die den Frontabschnitt Nürnberg mit ihrem Blute besiegelt haben.

Als es nach dieser Nachtfahrt Morgen wurde, da wollte jeder zuerst eine Zeitung haben. Jeder wollte wissen, was sonst noch geschehen war. Und statt der Wahrheit fanden wir die Verleumdung: „Hitlers Horden in Nürnberg"; „Parteitag des Tumults"; das waren die Überschriften, unter denen der Lüge und der Gehässigkeit keine Schranke auferlegt war.

Kampf war wieder. Nürnberg lag hinter uns. Vor uns lagen hundert und tausend unverteilte Flugblätter; lagen ebensoviele ungeschützte Versammlungen; lag der dichte Wall unerbittlicher Feinde. Nürnberg aber hat unsere Waffen geschärft. Wir haben neuen Glauben mitgebracht. Mit diesem Glauben haben wir Bresche um Bresche geschlagen in die Front des Mißtrauens und der Lüge. Heute gehört uns Deutschland!

## Im roten Harburg

Es war im November des Jahres 1929. Die nationalsozialistischen Versammlungswellen rollten über Deutschland hinweg. Auch in Harburg wurde fieberhaft gearbeitet und geschafft. Die Marxisten erkannten die Gefahr für sich. Die Besucherzahlen unserer Versammlungen wurden immer größer. Das wollten sie verhindern, und der Terror setzte in seiner unerbittlichsten Schärfe ein. Es kam zu Saal- und Straßenschlachten, zu Terrorakten, die bald jeder einzelne aktive Kämpfer zu spüren bekam. Die letzte Saalschlacht des Jahres 1929 fand im „Schützenpark" statt. Natürlich erhielt die Kommune eine Abreibung, trotz ihrer Bewaffnung.

Bald nach dieser Saalschlacht setzte in Preußen der Kampf für die Kommunalwahlen ein. Der Spießer erschauerte. Nach seiner Meinung war das kein politischer Kampf mehr. Aber laß sie, sie sind später eines Besseren belehrt worden. Abend für Abend fanden Versammlungen statt. Rings um Harburg-Wilhelmsburg zog die SA. mit den Rednern in die kleinsten Dörfer und Versammlungen. Es war immer sehr spät, wenn sie nach Hause kamen. Sie waren müde, ließen es sich aber nicht anmerken. Am anderen Morgen mußten sie wieder um 6 Uhr zur Arbeit erscheinen und dasselbe leisten wie die anderen, sonst flogen sie 'raus. Sie sollten 'rausfliegen bei der nächsten Gelegenheit, denn der marxistische Betriebsrat verlangte es so. Nur der Grund war noch nicht gefunden. Die SA.-Männer dachten nicht daran. Sie fürchteten keinen Terror. Sie waren Kämpfer, nichts weiter! Sie waren keine Privatpersonen mehr, sondern Hitler-

soldaten. Soldatentum aber duldet nichts Halbes. Es will alles oder gar nichts. So waren diese Männer!

Der Kampf wurde hart. Eine Versammlung jagte die andere. Die Nationalsozialisten waren rührig. Reichsredner sprachen und hämmerten den Volksgenossen unseren Glauben ein. Ja, Glauben! Der Glaube eines jeden Deutschen an eine Idee ist alles. Das predigten die Redner. Ob sie das wohl verstehen würden?

Der Wahlkampf war auf dem Höhepunkt angelangt. Am 17. November 1929 sollte gewählt werden. Die politische Vorbereitung und Aufklärung durch Flugblätter war gut, kostete aber auch viel Blut. Aber es ging vorwärts. — Die beiden Versammlungen im „Schützenpark" und im „Ratskeller" waren brechend voll, so daß sie polizeilich geschlossen werden mußten. Draußen auf der Straße sammelte sich der Mob. Dort lauerten sie auf die Nazis. Sie wollten morden. Warum? Weil es Menschen gab, die anders dachten als sie. Menschen, die ihr Vaterland liebten und es befreien wollten. Und darum Mord? Ja, dann kommt man! Wir fürchten uns nicht. Wir kämpfen fürs Recht des deutschen Volkes. Wenn einer von uns fällt, stehen zehn neue Männer auf.

Die Versammlung ist aus. Ergebnis: 14 neue Parteigenossen und ein großer Kampffonds!

Und draußen wartet die Kommune.

Die Versammlungsteilnehmer verlaufen sich sehr schnell. Das Straßenbild wird klarer. Der Gegner steht vor uns, jedoch in respektvollem Abstand. Dort steht das feige Gesindel in der Übermacht. Die SA.-Männer sitzen im Lokal „Goldener Engel" mit den Rednern zusammen, aber nicht lange. Ein Schrei: „SA. 'rraus!" Das Lokal war leer. Kommune hat angegriffen, einen SA.-Mann, der nach Hause gehen wollte. Die SA. zählt ungefähr 25 Mann. Vor ihr stehen 150. Aber 'ran, SA. siegt. Auf ihrer Seite steht das Recht und die bessere Idee, zwei gute Begleiter. Die SA. greift an. Die ersten Marxisten fallen unter den Faustthieben der SA. Es war ein ungleicher Kampf. Faust gegen Messer und Dolch, und doch griff die SA. an. Der Kampf ist hart. Ein Jude feuert aus dem Fenster die Marxisten an. Aber

die SA. steht und kämpft. Sie treibt den Gegner vor sich her. Über niedergeschlagene Marxisten geht Sturm 20 hinweg. Der Gegner weicht. 150 vor 25. Es ist kaum zu glauben, und doch ist es so. Noch sind die Gegner ineinander verbissen. Hier fällt ein Kommunist, dort ein Reichsbannermann, dort ein SA.-Mann. Doch weiter! Der Gegner muß entscheidend geschlagen werden. Schon wankt seine Front. Die Front der SA. ist wieder geschlossen. Erneut greift sie an. Bei der Weinhandlung Faßhie fällt wieder ein Reichsbannermann unter SA.-Fäusten. Die SA.-Männer bluten, sie merken es nicht. Die Kampfeshitze ist zu groß. Hier wieder werden Koppel und Mütze mit Kokarde erobert. Bei der Rolandsmühle sinkt wieder einer wie tot zusammen. Doch der Gegner kann nicht mehr. Die tapfersten Feinde sind niedergerungen. Sie standen vorne und mußten den Angriff der SA. auffangen. Das feige Gesindel und die Mitläufer ergreifen die Flucht. Sie lassen ihre Kameraden im Stich. Elende Kreaturen. Die SA. geht zurück. Wie sehen sie aus. Der Sturmriemen 'runter, Schulterriemen in der Hand. Blut trieft aus frischen Wunden, Uniformen zerrissen, aber ihr Mut und ihre Kampfkraft sind ungebrochen trotz vieler Verletzter. Trotz Wunden sah man leuchtende Augen und frohe Gesichter. Das Überfallkommando erschien. Zu spät! Etwas früher, bitte!

SA.-Männer, die in der Altstadt und Wilstorf wohnen, werden unter Polizeischutz nach Hause geleitet. Es wäre der sichere Tod, wenn sie allein gehen müßten, da hier die Hochburgen der Kommune sind. Und doch kriegen sie noch welche zu fassen. Ein SA.-Mann ist kurz vor seiner Tür angelangt. Er wird angegriffen, kann sich aber losreißen und springt von der in der Nähe gelegenen Seevebrücke in die Seeve. Ein Steinhagel folgt. Er sucht unter der Brücke Schutz. Die Kommune belagert die Brücke bis zum anderen Morgen. Die ganze Nacht mußte der SA.-Mann bei großer Kälte im Wasser unter der Brücke stehen, bis zu den Hüften im Wasser. Kann das ein Bürgerlicher für seine Partei tun?

Die letzten SA.-Männer gehen vom Lokal „Goldener Engel" um 1 Uhr nach Hause. Die Straßen schienen sauber. Oben beim Blumenladen Böhmer stehen fünf verdächtige Gestalten. Die SA. achtet nicht auf sie. Sie will in die Lüneburger Straße

einbiegen über den Sand hinweg. Versperrt durch Kommune. Sie sehen die SA., sind aber noch ruhig. Sie fühlen sich noch nicht stark genug. Verständigungspfiffe ertönen. SA. geht zurück. Sie will der Übermacht ausweichen. Ein Kampf wäre Wahnsinn. Zurück über den Sand zur Rathausstraße. Auch hier der Weg versperrt. Jetzt wird alles klar. Wohin man blickt, zur Neuestraße, kleiner Schippsee, überall kommen allmählich Marxistenhaufen aus ihren Schlupfwinkeln. Ein Entkommen ist unmöglich. Plötzliche gellende Pfiffe rufen die gesamte Kommune zum Angriff. Ein Kommunist mit Schlägermütze führt sie. Die SA. will zurück zum Lokal „Goldener Engel". Aber es ist schon zu spät. Die Kommune hat gut vorgearbeitet, denn auch hier ist alles abgeriegelt. Der sich dem Trupp SA. in der Mühlenstraße entgegenstellende Haufen wird überrannt, aber nur zum Teil. Vielleicht ist ein Durchkommen möglich. Aber schon sind die anderen heran. Mit dem Ruf „Schlagt die Faschisten!" und „Da ist er, schlagt ihn tot!" stürzt sich die Meute in einer Übermacht von 100 Mann im Blutrausch auf die SA. Die SA. steht jetzt, acht Mann sind sie. Sie schlagen und verteidigen sich. Doch die Übermacht ist zu groß, desgleichen auch die Wut der Kommune über die vor zwei Stunden erlittene Niederlage, die nicht von Pappe war. Ein Schuß fällt. Ein SA.-Mann hatte in Notwehr von seiner Gaspistole Gebrauch gemacht. Der Gegner stutzt, aber nur für einen Moment. Der SA.-Mann Harry Waltereit wird von Marxisten umringt und niedergestochen, wo sie dann auf ihm herumtrampeln. Sodann wurde er zwischen die Taxis geworfen. Sein Bruder Richard wird mit Schlagringen zu Boden geschlagen, ebenso SA.-Mann Wolter. Fritz Alter und Erich Waltereit kommen ihnen zu Hilfe. Es nutzt nichts, die Übermacht ist zu groß. Die anderen werfen sich jedoch erneut der Übermacht entgegen, es geht ja auf Biegen und Brechen, um Tod und Leben. Da kommen plötzlich zwei Polizeibeamte gelaufen.

Harry Waltereit wird ein Notverband angelegt. Das Überfallkommando erschien, aber wieder zu spät.

Der Kampf war vorüber. Wer nicht dabei gewesen ist, kann nicht ermessen, was sich in dieser kurzen Zeitspanne von drei-

einhalb Stunden zutrug. Für manchen SA.-Mann ist es eine Feuerprobe gewesen. Eine Prüfung auf Herz und Nieren. Sie alle hatten die Probe bestanden.

Mochten die Zeitungen von blutigen Schlägereien schreiben. Die SA. wußte mehr. Hier ging es nicht um Schlägereien an sich, sondern hier handelte es sich darum, welche Weltanschauung den Sieg davontragen sollte. Die SA. wußte, besteht sie diesen Kampf ums deutsche Volk nicht, dann geht Deutschland zugrunde.

Und aus dieser Erkenntnis handelte sie.

## Die ersten Motorstürme im Harz

Als im Jahre 1930 das Nationalsozialistische Automobilkorps, aus dem später das NSKK. hervorging, gegründet wurde, ahnte keiner von uns wenigen Männlein, wohin die Entwicklung führen würde und was aus uns noch einmal werden sollte. Ich erinnere mich noch genau, wie der Quedlinburger SA.-Sturmführer freudestrahlend zu mir kam und mir einen großen Packen Werbematerial in die Hand drückte. Endlich war für mich ein Aufgabengebiet gefunden, das mir als Sportleiter eines kleinen Automobilklubs besonders liegen mußte. Allzuviel Gegenliebe habe ich mit meiner Werberei damals nicht gefunden. Die Angst, daß an den Fahrzeugen etwas passieren könnte, nicht zuletzt auch die Besorgnis um die Gesundheit des eigenen werten Ichs ließen nur wenige dazu kommen, die von mir so heiß begehrte Unterschrift unter den Aufnahmeschein zu setzen. Es dauerte auch nicht allzulange, da wurde das NSAK. in NSKK. umgetauft, wir bekamen schönes farbiges Werbematerial zum Verteilen, und die Sache flutschte nun etwas besser.

Mitten hinein in die Werbetätigkeit platzte im Frühjahr des Jahres 1931 die Einladung eines mir flüchtig bekannten Ingenieurs aus Egeln zu einer Besprechung auf dem Stubenberg bei Gernrode. Ein kleines Häuflein fanatischer Nationalsozialisten und Kraftfahrer fand sich da zusammen und hörte zum ersten Male etwas von der Aufstellung einer motorisierten SA.

Als besondere Aufgaben dieser Formation wurden uns geschildert: der „Transport" unserer Versammlungsredner und

deren Schutz auf der Landstraße, Sicherung der Lastwagentransporte der SA. vor heimtückischen Überfällen, Überbringung von Geheimbefehlen — und was war damals nicht geheim? — usw.

Wir stellten uns natürlich sofort zur Verfügung, waren aber damals nach den Erfahrungen mit dem NSAK. und NSKK. ziemlich pessimistisch, wenn wir uns fragten, ob es uns jemals gelingen würde, eine Formation auf die Beine zu stellen, die schlagkräftig genug war, die gestellten Aufgaben zu meistern.

Der Sommer 1931 ging ins Land und wir hörten nichts mehr von der motorisierten SA. Die paar SA.-Männer, die im Besitz eines Kraftrades oder gar eines Kraftwagens waren, lagen fortwährend auf der Landstraße, überbrachten Befehle und Nachrichten aller Art, die der Post nicht anvertraut werden konnten. Sturmbann- und Sturmführer wurden zu ihren Formationen gefahren, die in ganz kleinen Trupps und Scharen oft —zig Kilometer auseinander lagen. Die Lastwagen waren Nacht für Nacht unterwegs, um den Versammlungsschutz in den Nachbarorten zu unterstützen.

Anfang September 1931 endlich war es soweit.

Unsere erste Monatsmeldung, fein säuberlich mit der Hand auf einem selbstverfaßten und angefertigten Formular geschrieben, wies etwa 70 Mann mit 30 Fahrzeugen aus. Aber es war doch wenigstens ein Anfang. Nun wurde es aber ganz schlimm. Unsere Ehefrauen drohten mit Scheidungsklagen, die eigenen Kinder sagten „Onkel" zu uns. Dauernd lagen wir auf der Achse, jeder Mann und jedes Fahrzeug mußte einzeln herangeholt werden. Jede ergatterte Unterschrift wurde als besonders freudiges Ereignis begrüßt. Die Mitglieder der NSDAP. wurden nach autobesitzenden Parteigenossen durchschnüffelt, jeder mit den herzlichsten Worten in irgendeine Kneipe eingeladen, dann wurde eine zündende Ansprache gehalten, den Zaudernden wurde zugeredet wie einem kranken Pferd, und stolz wie ein Spanier trudelte man nachts um 1 oder 2 Uhr mit einer ganzen Anzahl „kleine Helle" im Bauch und drei oder vier Unterschriften in der Aktentasche wieder heimwärts, um am nächsten Morgen mit einem niedlichen kleinen Öltopf ins Geschäft zu gehen. So entstanden in meinem Bezirk nach und nach die Motorstürme Quedlinburg, Halberstadt und Wernigerode.

Mitten in diese Aufbauarbeit hinein platzte dann Anfang Oktober der Befehl, daß die neuen Motorstürme am 18./19. Oktober in Braunschweig anläßlich des ersten Riesenaufmarsches der SA. durch den Führer zum ersten Male besichtigt werden sollten. Wie wir das eigentlich damals geschafft haben, aus den eben zusammengestellten Stürmchen und Trüppchen eine einigermaßen besichtigungsreife Truppe zu machen, die sogar noch einen ganz anständigen Vorbeimarsch vor dem Führer aus dem Handgelenk schütteln mußte, ist mir heute noch ein Rätsel. Es mußte aber geschafft werden, und darum wurde es auch geschafft. Die Vorbereitungen für Braunschweig, die Fahrt dorthin durch das rote Preußen, die Schleichwege, auf denen wir trotz Terror und Uniformverbot doch noch hinkamen, und unsere Erlebnisse in Braunschweig — das ist eine andere Geschichte.

## Der rote Terror in Christburg wird gebrochen

Winter 1930. Es war Ende Januar, als unser damaliger Truppführer uns eines Mittags den Befehl gab: Heute abend erste Versammlung der Nationalsozialisten in Christburg, Kreis Stuhm. Wir mußten rechtzeitig die berufliche Arbeit für diesen Tag aufgeben, da der Weg ziemlich weit war; aber wir waren es ja gewöhnt, als SA.-Männer der Schar Riesenkirch in der Woche drei- bis viermal in irgendeine Stadt oder ein Dorf Westpreußens hinauszuziehen, um mitzuhelfen, die Idee Adolf Hitlers in das Volk zu tragen.

So auch an diesem Wintertag. Schnell wurden zwei Pferdefuhrwerke fertiggemacht, und los ging die Fahrt durch Regen und Sturm nach Christburg. Dort wurden im „Berliner Hof", wo die Versammlung der Nazis stattfinden sollte, unsere Fahrzeuge sichergestellt, und dann auf zum Kampf! Der Saal war mit etwa 250 Kommunisten gefüllt, und nur vorne vor der Bühne saßen einige Interessierte aus dem Bürgertum.

Diese Versammlung war für uns ein Mißerfolg, denn wir waren nur zehn SA.-Männer, die Meute brüllte und tobte, so daß wir unser eigenes Wort nicht verstanden. Es war unmöglich, sich gegen die gewaltige Übermacht durchzusetzen. Unter dem Toben

der Menge und den Rufen „Nieder mit den Faschistenhunden!" und „Heute wollen wir euch noch lebend nach Hause gehen lassen, aber wagt es ja nicht, euch noch einmal in unserm Christburg sehen zu lassen!" fand unsere erste Versammlung in Christburg ihr Ende.

Wir zehn SA.-Männer traten draußen an und brachten geschlossen, mit Kampfliedern auf den Lippen, die Kameraden durch die Stadt, die aus der Nähe von Christburg vereinzelt auf Rädern zur Versammlung gekommen waren. Die tobende Meute begleitete uns, und mancher Stein flog in unsere Reihen, ohne jedoch einen von uns erheblich zu verletzen. Am Stadtausgang verabschiedeten wir uns mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer, um nach Riesenkirch unseren Heimweg anzutreten. Die Kommune hatte sich inzwischen zerstreut, da sie nicht wußte, daß wir Riesenkircher noch einmal durch die Stadt mußten, und so ist dieser SA.-Dienst ohne weitere Zwischenfälle verlaufen.

Etwas niedergeschlagen ob unseres Mißerfolges fuhren wir dann wieder in unser Heimatdorf zurück. Alle wußten wir schon, daß wir uns in 14 Tagen in Christburg wiedersehen würden. So war es dann auch. Inzwischen hatten wir einige andere Ortschaften bearbeitet, um nach genau 14 Tagen den Befehl zu erhalten, daß heute abend in Christburg Saalschutz wäre. Wieder gingen dieselben Männer denselben Weg. Wir waren etwas früher im „Berliner Hof". Fischer hatte für die heutige Versammlung alles auf die Beine gebracht, was die weitere Umgebung an SA.-Männern und Parteigenossen aufzuweisen hatte. Diesmal waren 13 SA.-Männer und 30 neugebackene Parteigenossen zur Stelle. Planmäßig wurden wir im Saal als Saalschutz eingeteilt.

Es war noch ungefähr eine halbe Stunde bis zum Beginn der Versammlung. Wir hatten die Anweisung, uns auf jeden Fall heute durchzusetzen. So oder so! Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt, und wieder waren dieselben verführten und bezahlten Genossen der KPD. erschienen. Vor Beginn der Versammlung zeigte sich ganz deutlich, wie die jüdischen Drahtzieher die Volksgenossen aufhetzten, ohne daß der verführte Arbeiter das Ziel dieser Juden und Judenknechte erkannte. So wagten es damals sogar einige Juden, vor der Versammlung in das Lokal zu kommen

und zu hetzen; andere hatten das Geld für diesen schmutzigen Dreh zur Verfügung gestellt. In einer Ecke des Zimmers sah man einige „Genossen" um einen Galizier, der ihnen die abgedroschenen Schlagworte in Erinnerung rief und sie ihnen einbleute, die damals an der Tagesordnung waren. An der Theke stand ein anderer Jude, welcher großzügig eine Lage nach der anderen für die um ihn herumstehenden Arbeiter ausgab und diese ebenfalls aufhetzte. Der Alkohol tat auch recht bald seine Wirkung und erfüllte seinen Zweck. Diese angetrunkenen „Blüten" kamen dann an unsern Tisch, um die eben gehörten Schlagworte und Schimpfworte uns mitzuteilen. Sie begannen schon, unsere Häupter zu zählen. Im Saale ertönten die Internationale und Kampfrufe der Roten. Bei uns herrschte eine eiserne Ruhe. Wir ließen noch alles über uns ergehen, da jeder wußte, daß er heute beweisen müsse, ein ganzer SA.-Mann zu sein. Der Versammlungsleiter gab bekannt: In fünf Minuten Eröffnung der Versammlung. Die draußen Herumstehenden wurden aufgefordert, in den Saal zu gehen, soweit sie Interesse an der Versammlung hätten. Nun schwankten auch die durch Schnaps sehr lebhaft gewordenen KPD.-Mitglieder in den Versammlungsraum.

Wir 13 SA.-Männer traten im Vorraum des Saales in Linie zu zwei Gliedern an, erhielten noch einmal Anweisungen, sahen uns gegenseitig in die Augen. Kommando: Rechts um — im Gleichschritt — marsch —!

Als wir in den Saal einmarschierten, begann die Menge zu toben. Einzelne KPD.-Helden zählten wiederholt von 1 bis 13 mit den Rufen wie: „13 lumpige Hitlerbanditen — drei mehr als damals — 13 Bauernbengels —! Damals seid ihr noch lebend und mit heiler Haut hier herausgekommen, aber heute lassen wir euch die Fleck' vor die Füße!" Wir 13 nahmen in Linie zu zwei Gliedern vor dem Rednerpult Aufstellung. Der Versammlungsleiter eröffnete die zweite Versammlung der NSDAP. in Christburg. Sofort setzte wieder lautes Geheul der 250 Kommunisten ein, so daß die Stimme des Redners sich nicht durchzusetzen vermochte. Die Internationale ertönte. Ganz hinten im Saal befand sich ein Mann mit aufgekrempelten Hemdärmeln, die Brust frei, an den Händen Schlagringe, und peitschte die Menge immer

wieder durch Schlagworte zum Angriff auf. Wir standen mit geballten Fäusten, das Herz schlug schneller, jeder wartete mit zusammengebissenen Zähnen auf den Augenblick des Losschlagens. Aber unser Truppführer ging die kurze Front entlang und sagte nur immer: „Ruhe, keiner rührt sich vom Platze!" Da plötzlich sagt der Redner: „Truppführer, ich wünsche, daß der Mann ganz hinten mit den Schlagringen an den Händen aus dem Saal entfernt wird." Ich stand als Flügelmann im zweiten Glied, vor mir ein noch etwas größerer und kräftigerer Kamerad aus dem Dorf Posilge bei Christburg. Der Truppführer befahl: „Die beiden Flügelmänner mitkommen." Ich ging als dritter Mann. Als wir an den ersten fünf Stuhlreihen vorbei waren, wurden wir von hinten abgeriegelt. Einen Augenblick lag eine fast kirchliche Stille über dem Raum. Die Ruhe vor dem Sturm. Als wir drei in die Nähe des hinauszubefördernden Mannes kamen, brach der Sturm der Roten los. Stühle wurden erhoben und prasselten auf uns nieder. Die Kameraden griffen an, um uns zu befreien. Unsere Schulterriemen mit den Karabinerhaken haben ihren Dienst getan. Über den näheren Verlauf kann ich Einzelheiten nicht genau bringen, da auf mich mit Stühlen von allen Seiten eingeschlagen wurde. Zuletzt wurde ich mit einer Bank zu Boden gestoßen und dann auf mir herumgetrampelt, bis ich durch einen Polizeibeamten aus dieser Lage befreit wurde. Genau so ging es wohl den anderen Kameraden. Als ich dann wieder hoch kam, war der halbe Saal leer, und es war eine Freude, anzusehen, wie die Kameraden sich durchgesetzt und die roten Helden zum Tempel hinausgejagt hatten. Nun wurde noch weiter vorgestürmt, bis die ganze Meute fluchtartig das Lokal verlassen hatte.

Draußen entspann sich dann noch eine Straßenschlacht. Was an Pflastersteinen aufzutreiben war, wurde durch die Kommunisten zusammengeschleift, dann auf SA. und Polizei geworfen. Es war aber draußen nur noch ein kleiner Prozentsatz der 250 Kommunisten, die sich herumschlugen; die anderen standen und sahen zu. Im Saal wurde schnell Ordnung geschaffen und langsam füllte er sich von neuem. Es waren vielleicht 30 oder 40 Menschen weniger. Von uns SA.-Männern hatte wohl jeder etwas abbekommen, der eine mehr und der andere weniger, aber keiner war ernstlich

zerschlagen. Nun konnte der Redner sprechen, denn die Roten waren etwas ruhiger geworden. Sie hatten vergessen, uns die Fleck' vor die Füße zu lassen. Zwar mußten wir im Laufe der Versammlung noch zwei Ruhestörer, die noch nicht genug Senge bekommen hatten, vor die Tür setzen, jedoch ging das schon ganz glatt. Die Versammlungsbesucher machten uns sogar schon unaufgefordert Platz, damit wir an die Störenfriede herankommen konnten.

Die Versammlung konnte zu Ende geführt werden. Das Horst-Wessel-Lied klang durch den Raum. Freudig sahen wir SA.-Männer uns in die Augen, denn der Sieg war unser. Die Marxistenhochburg Christburg war gestürmt. Mit einem dreifachen Sieg-Heil auf Adolf Hitler gingen wir auseinander — weiter in den Kampf um Deutschland.

## Gerhard Bischoff tot!

Sechsmal schon hatten die Sturmfahnen des Gausturmes SC. Schlesien Trauerflor anlegen müssen, und noch immer tobte der politische Kampf mit unerbittlicher Schärfe.

Wir schreiben Februar 1931. Eine Versammlungswelle jagt die andere. In rauchgeschwängerten elenden Dorfkneipen, in modernen Versammlungssälen der Städte, überall stehen die Sturmabteilungsmänner Adolf Hitlers und erfüllen mit verbissenem Fanatismus ihre blutsgebotene und völkische Pflicht.

Vier Tage schon waren wir mit unserem Redner von Ort zu Ort gezogen und stellten ihm Schutz. Klein waren die damaligen Trupps, die oft die Bereiche heutiger Standarten zu betreuen hatten, und so kam es, daß unzertrennlich die Bande zwischen Gaurednern und SA. wurden, die oft genug sich gegenseitig 'raushauen mußten.

Von unserem Redner erfuhren wir, daß er wenige Tage vorher in Steinseiffersdorf inmitten einer großen offenen Feldschlacht mit der Kommune gestanden war; ergriffen erzählte er, wie der umsichtige Sturmführer durch taktisches Handeln die 300 Mann starke Kommunistenhorde regelrecht schlagen konnte, wie er

dreimal vorging und ebensooft wieder zurückgehen mußte, und nur so erreichte, daß die Verluste an Blut nicht noch größer ausfielen. Während einem Kameraden die Schädelbasis zersplittert wurde, verstach die vertierte Horde dem Fahnenträger Bischoff mit acht Dolchstichen Rücken und Brust, von den Leichtverletzten ganz zu schweigen.

Gespannt hörten wir die Erlebnisse des Redners, zogen immer aus den Geschehnissen taktische Schlüsse und kamen so zu jener Saalschutztaktik, die uns dann stets befähigte, mit einem einzigen Blick zu übersehen, wie dieser oder jener Saal zu schützen war.

Am nächsten Abend fuhren wir mit Lastwagen und 21 Mann nach Liebenau zum Saalschutz. Plötzlich durch Polizei „Halt". Die Einfahrt in den Ort ist verboten. Seit Stunden hält die Ottmachauer Staubeckenkommune den Saal besetzt, nicht ein Einwohner ist im Saal. Der Polizei gehorchend, müssen wir umkehren. Morgen werden wir's besser machen!

Am andern Tag, dem 28. Februar 1931, fahren wir zeitiger los und treffen in Bärdorf auf unsere Gegner von tags vorher. Noch ehe die Versammlung steigt, geht sie hoch. Unerhörte Übermacht fordert uns achtzehn Verletzte ab.

Während die SA. den Saal schließen wollte, stürzten noch 30 bis 40 Mann von der KPD. herein und schon begann der blutige Tanz. Im Handumdrehen ist die zwölf Mann starke Saalmannschaft zusammengeschlagen.

Hin und her wogte der Kampf. Endlich wird die gesamte Meute dem Ausgang zugedrückt, die angestimmte Internationale verwimmert ruckweise. 250 bis 300 Mann rote Mordpest ziehen sich auf ihre Lastwagen und Trecker zurück.

Schon am nächsten Morgen erreicht uns die Nachricht: Gerhard Bischoff tot! Der Standartenbefehl besagt:

„Die Stürme der Sta. VIII treten mit allen verfügbaren SA.-Männern am 4. März, 12 Uhr mittags, am Bahnhof Peilau zur Sta. Für Transportkosten kommt jeder Sturm selbst auf; Fahrtzuschüsse von SA.-Männern, die in Erwerb stehen, Sammlungen usw. Anzug: Braunhemd mit Überrock, Mütze in der Tasche. Jeder Sturm bindet einen Kranz."

4. März 1931. Kalter Schneewind jagt über geplagtes deutsches

Land. Bei zwölf Grad Kälte treten wir an, trotz Verbots, das erstemal im Braunhemd. Jeder Mann zahlt zwei Mark Fahrgeld und schon ist der Transport bezahlt. Der Wagen ist überladen; da fahre ich mit Robert, unserem alten Draufgänger, mit dem Motorrad. Donnerwetter ist das kalt. Bald aber sind wir da. Angetreten und das erstemal ohne Gesang zum Sammelplatz.

Dort stehen schon die ersten Stürme. Wagen für Wagen trifft ein, die Firmenschilder an den Seiten sorgfältig mit Tannengrün verdeckt, um die „Wagengeber" vor Boykott zu schützen. Da standen sie alle in ernster Stimmung, und immer wieder muß der Sturmführer erzählen, wie es war an jenem Abend.

Schon setzt sich der Zug in Bewegung zum Trauerhaus. An beiden Seiten stehen die Einwohner, z. T. mit stierem Blick, teils aber in ehrlicher Trauer. In jener Zeit zählten wir auf unseren Fahrten die Hitlergrüße, die uns trafen. Es waren nur wenige, dafür aber ehrliche.

Bald fällt die Straße zu einer leichten S-Kurve ab, und einem riesigen Heerwurm gleich zieht die gesamte Standarte VIII Schweidnitz mit 14 Sturmfahnen wuchtig und überzeugend ihrer traurigen Pflicht zu.

Jetzt wird gehalten, nach rechts und links gewendet und Zwischenraum genommen. Die Feier beginnt. Der Weg bis zum Friedhof ist von mehr als eineinhalbtausend SA.-Kameraden gesäumt. Da erscheint der Sarg. Fackelträger umsäumen ihn, dahinter marschieren noch drei besonders schwer Verletzte. Hinter dem Sarg schließt sich das Spalier zur Marschkolonne. Schon haben sich wieder Kommunehaufen gebildet. Hier und da grinst eine elende Fratze schadenfroh über den Gartenzaun.

Da, „Heil Moskau" ertönt es, und noch ehe wir 'ran sind, klatscht es kurz und exakt, und schon geht alles weiter, während einige verkommene Körper in sich zusammensacken.

Am Grabe sprach der Gauleiter von jenem Bauernjungen, den die Euleberge wachsen sahen, und Zeugnis von seinem heldischen Sterben jederzeit abgeben werden, allen, die nach uns sind.

Während eine junge heldische Frau leise in sich hineinweint, spricht der Adjutant des Gausturms Schlesien, schroff und hart.

Noch einmal berührt jede Kampffahne den Sargdeckel und nimmt Abschied.

Auf der Straße formiert sich aufs neue die Standarte Gottschalk zum Abmarsch. Stumme eiserne Verpflichtung steht auf jedem Gesicht geschrieben, keiner verzieht eine Miene ... der graue Tod hat alle gestreift.

Dann ging's heimwärts.

Wieder lauerte auf Landstraßen und in dunklen Gassen der rote Mob auf die einsam heimkehrenden SA.-Männer; hier hatte gar mancher eine harte Probe fanatischen Willens und unbeugsamer Energie abzulegen. Wer jemals in dieser Zeit durch dieses höllische Sperrfeuer mächtiger und hinterlistiger Mordbanden und wirtschaftlicher „Kaltmacher" sein Braunhemd ehrenvoll nach Hause getragen hat, dem gab auch diese Zeit jene unheimliche Kraft, die wir schlechthin als SA.-Geist bezeichnen, und die allein zur höchsten Leistung befähigt. In der Übermittlung dieses alten, ehrlichen SA.-Geistes auf unsere jungen Kameraden wollen wir eine unserer Hauptaufgaben erblicken und so das Vermächtnis unserer Toten erfüllen.

## Marxisten, vom Pech verfolgt

Drückend heiß war der Augusttag. Eine unerträgliche Schwüle lag über Wiese und Feld. Auch der Wald vermochte kaum Schutz zu gewähren vor den sengenden Strahlen der unbarmherzigen Mittagsonne. Kein frischer Luftzug brachte Kühlung. Wie erstorben lag die Natur, ausgesogen und erschöpft von der nun schon seit Tagen anhaltenden Hundstagshitze. Auf der verstaubten Landstraße, deren Asphaltbelag weich geworden war durch die intensive Sonnenbestrahlung, marschierte die Standarte 2 des Gausturms Thüringen. Schwer drückte den Männern der mit Propagandamaterial vollgepackte Tornister ins Kreuz. Seit Stunden waren sie schon unterwegs, und Stunden weiteren Marsches standen ihnen noch bevor. Eine Reihe Dörfer und kleine Städte hatten sie schon berührt, hier und da von Bauern und Arbeitern freudig begrüßt, meist aber umbrandet von einer Welle von Haß und Unverstand. Sie kannten das und hatten nichts anderes erwartet. Denn ihr Marsch führte sie heute durch Thüringens

röteſtes Gebiet, durch Hochburgen des Kommunismus, die die Agitatoren Moskaus prahleriſch als uneinnehmbar bezeichnet hatten. Deutſchland ſtand wieder einmal am Vorabend einer Wahl.

Ein Hochgefühl beherrſchte uns alle, vom Standartenführer bis zum jüngſten SA.-Mann, dem Gegner zu zeigen, daß wir uns auch in ſeinen Domänen, in denen er Anſpruch auf eine Art Erbpacht erhob, das Recht auf die Straße und das Recht, für unſere Überzeugung zu werben und zu demonſtrieren, nicht nehmen laſſen. Und das ließ die Strapazen des Marſches durch glühende Hochſommerhitze vergeſſen.

„Im Thüringerland marſchieren wir, für Adolf Hitler kämpfen wir ..." Trutzig und ſtark klangen die alten Kampflieder. Noch ſtand die Entſcheidung bevor, und die Spannung, was die kommenden Stunden bringen würden, belebte alle. Geraberg, Elgersburg, Frankenhain hießen die nächſten Etappen, alles Orte, in denen die Kommune über die abſolute Mehrheit in den Gemeindeparlamenten verfügte. In Elgersburg hatte ſie ihre Alleinherrſchaft durch Anbringen des Sowjetſternes am Rathaus ſchon nach außen hin ſichtbar dokumentiert. Dort war die Ausgangsſtätte heimtückiſcher, blutiger Überfälle auf Nationalſozialiſten. In dem ſogenannten „Kinderheim" Mopr gab der kommuniſtiſche Generalſtab ſeine Mordparolen aus und bereitete zahlloſe Landfriedensbrüche vor. Zweifellos war man dort auch heute von unſerem Kommen unterrichtet. Würde es etwas ſetzen? Sicherlich. Die SA.-Männer zogen die Sturmriemen feſter.

Geraberg! Der Empfang war würdig. Rote Fahnen mit den Initialen Moskaus begrüßten uns. Wir bekamen die Internationale zu hören. Fanatiſierte Männer, Weiber und halbwüchſige Burſchen kreiſchten ſie. Wir ſetzten unſer Horſt-Weſſel-Lied dagegen. Die Kommune hatte uns zu Ehren ihr Feſttagsgewand angelegt: Schwarzes Hemd, roten Schlips und Antifa-Mütze. Ein wirkungsvolles Spalier für uns Braunhemden, das ſich da in mehreren Gliedern links und rechts des Weges ſtaffelte. Aber das Spalier war wenig diſziplíniert, im Gegenteil, es war in wilder Bewegung. Sein lautes Wutgeheul und Gejohle wurde untermalt durch allgemeines Fäuſteſchütteln. „Rot Front!" Die

weiter hinten stehenden Glieder drängten nach vorn. Ganz dicht hatte sich die lärmende und schreiende Meute schon an unsere Außenreihen herangeschoben. Die SA.-Männer bewahrten die Ruhe. Noch war es nicht soweit.

Wo eine drohend geschwungene Faust einem der Unsrigen in allzu großer Nähe seiner Nase zu sein schien, da wurde sie entschlossen beiseite gedrückt, und wer keinen Abstand halten wollte und sich zu dicht an unsere Reihen drängte, dem schmerzten dann die Hühneraugen von den Tritten unserer genagelten Stiefel. Bei solcher harmlos unterhaltsamen Plänkelei blieb es. Unsere entschlossene Haltung wirkte und nahm dem Mob die Lust zu einer näheren Bekanntschaft. Zudem hatten sie unsere Stärke unterschätzt. „Wartet nur, ihr Hunde, in Elgersburg . . .", war der verheißungsvolle Abschiedsgruß der Enttäuschten, den wir grinsend quittierten.

*

Auf Feldwegen strebten die Moskowiter mit ihrem ganzen Troß, Weibern und Kindern, dem benachbarten Elgersburg zu, während wir mit klingendem Spiel die staubige Landstraße entlangmarschierten. Es ging bergauf, dann sahen wir, idyllisch rings von Wäldern umrahmt, das Städtchen liegen. Diesmal unterblieb das Begrüßungszeremoniell, mit dem wir am Ortseingang von Geraberg empfangen worden waren. Die Zufahrtsstraßen von Elgersburg lagen wie ausgestorben. Nur die roten Fetzen hingen müde und schlaff von den Häuserfronten herab. Wir marschierten ein, passierten eine Reihe von Straßen. Nirgends etwas Verdächtiges. Aufrüttelnd tönten die Hörner unseres Spielmannszuges.

Da, an einer scharfen Straßenkrümmung wartete angriffsbereit der Gegner. Diesmal hatte er auf Spalierbildung verzichtet und stand abwartend in dichtgedrängtem Haufen, der, keilförmig zugespitzt, unsere Kolonne zerreißen sollte. Unsere Bekannten aus Geraberg waren auch dabei, und außerdem schienen die Antifa-Rollkommandos der ganzen Umgebung hier zusammengezogen zu sein, uns einen heißen Empfang zu bereiten. Zunächst ergoß sich eine Flut von Schimpfworten über uns. Der Standartenführer nahm dicht vor dem Haufen Aufstellung, um an diesem Gefahrenbrenn-

punkt seine Männer im Auge zu behalten. Einer der Hauptschreier im schwarzen Hemd spuckte. Er bekam vom Standartenführer eine links und rechts hinter die Ohren, daß er absackte. Das war das Signal. Ein mächtiger Holzklotz flog in unsere Reihen. Stöckeschwingend versuchten die Kommunisten, unsere letzten Scharen abzudrängen. Schneidend übertönte jetzt das Kommando unseres Standartenführers „Straße räumen!" den allgemeinen Lärm. Im Nu war die schönste Drescherei im Gange. Die lang aufgespeicherte Wut der SA.-Männer, die sich beschimpfen und bespucken lassen mußten, ließ sich nicht länger zähmen. Zu frisch waren ihnen noch in Erinnerung die zahllosen hinterhältigen Überfälle auf Kameraden und ihre blutige Mißhandlung durch eine Übermacht. Jetzt war der Augenblick einer Zwischenabrechnung gekommen, herbeigeführt nicht durch uns, sondern durch die Provokation des gegnerischen Mobs. Mit einer wahren Berserkerwut hieben die Männer um sich. Auf solch leidenschaftliche Gegenwehr war die Kommune nicht gefaßt gewesen. Sie mußte es sich gefallen lassen, in ihrer eigenen Hochburg von den verhaßten Nazis Prügel zu beziehen.

Das alles war eine Angelegenheit von wenigen Minuten gewesen. Rasch hatten sich die Stürme wieder geordnet. Unter den Klängen unserer Standartenkapelle zogen wir jetzt durch die Stadt. Nun kamen auch die durch den Terror des kommunistischen Regimes eingeschüchterten Andersdenkenden aus ihren Häusern, den SA.-Männern Blumen zuwerfend. Der Bann war gebrochen. Niemand wagte es mehr, unsere Flugblattverteiler zu belästigen. Ungehindert konnten sie ihre Werbetätigkeit aufnehmen.

Frankenhain zeigte ein ganz anderes Gesicht als die beiden letzten Ortschaften. Geschmückte Häuser, Hakenkreuz- und schwarzweißrote Fahnen, Transparente mit der Aufschrift: „Der Furcht so fern, dem Sieg so nah, Heil dir SA." über die Straßen gespannt, Menschen, die uns zujubelten, das hatten wir nicht erwartet. Hier hatten sich die Fronten bereits geschieden. Die Hälfte der Einwohner war nationalsozialistisch, die andere kommunistisch. Dazwischen gab es nichts.

Die rührige Ortsgruppe sorgte für Verpflegung. Endlich Ruhepause.

Einen kleinen Zwischenfall gab es noch. Die Antifa hatte sich

in ihrem Lokal versammelt. Als einige von unseren SA.-Männern nach dort kamen, versuchte einer der Moskowiter eine Hetzrede vom Stapel zu lassen. Ihm und seinen Genossen, die ihm zu Hilfe eilen wollten, wurde rasch das Maul gestopft. Mehrere rote Binder bildeten willkommene Beutestücke. Die Kommune hatte an diesem Tage kein Glück.

# Der Entscheidung entgegen

## Die Tage von Braunschweig

Es war im Oktober 1931. Zweieinhalb Tage Radfahrt hatten mein Kamerad und ich hinter uns. Freitag, den 16. Oktober, zwei Tage vor dem Aufmarsch, dem großen SA.-Treffen, erreichten wir um die Nachmittagsstunden unser Ziel! Braunschweig fieberte! Dreißigtausend SA.-Männer waren angemeldet, achtzigtausend schon anwesend! — Die Blätter der SPD. und Kommune strotzten von Lügen, strotzten von Kampfansagen an die verfluchten Nazimörder. Man alarmierte die umliegenden Länder, aus Sachsen und Preußen, und wer weiß wo her, wurden die Roten zusammengetrommelt, um gegen den Aufmarsch Front zu machen.

So war die Lage, als ich mit meinem Kameraden vom Sturm 27/I/81 in Braunschweig ankam. Wir meldeten uns sofort bei der Aufmarschleitung und wurden von hier zum kleinen Exerzierplatz, zum Vater Jahn, geschickt. Dortselbst Verpflegung aus der Gulaschkanone. —

Schon nachmittags, beim Bummel durch die Stadt, flogen uns in der Altstadt die Steine um den Kopf. Aber das störte uns nicht, wir waren es ja so gewohnt! — Dann wurden wir angerufen. Man wies mich in einen Hausgang. Dort lag ein Kamerad aus Dortmund. Das Hemd zerfetzt, aufgeschlitzt durch einen Stich, eine zehn Zentimeter starke Wunde unter dem rechten Schulterblatt. Das Blut färbte den Hausgang rot. Ich legte ihm einen Notverband an. Mein Kamerad und ich brachten ihn dann in sein Quartier. Wir waren gewarnt ...

Jedoch abends, auf dem Wege zu unserer Schlafstelle, wurden wir angepöbelt. Die Schulterriemen schlugen zu. Zwei gegen dreißig. Das war ein Kampf, der vergebens war. Mit Mühe und

ein paar blauen Flecken retteten wir uns in ein in der Nähe gelegenes Café. Nachts um 12.45 Uhr holte uns ein Überfallwagen der SS. ab und brachte uns ins Quartier. Eine Fahrt durch wutheulende Kommune. — Das war ein Vorgeschmack! Es sollte noch anders kommen. Am Samstag bezogen wir ein Privatquartier in der Rosenstraße. Abends trafen wir uns am Schützenhaus, dem Standquartier der Gruppe West, mit einigen Frankfurter Kameraden. — Wir wollten in die Stadt. Dort war, als Auftakt zum Treffen selbst, ein großer Fackelzug, der an unserem Führer Adolf Hitler vorbeimarschierte. 10 000 Fackeln zogen durch die Straßen.

Aber noch waren wir nicht dort. Sieben Frankfurter Kameraden waren wir, als wir uns auf den Weg zum Stadtinnern, Richtung Bohlweg, machten. Wir mußten durch die Altstadt. — Dunkle, winklige Gassen. — Hie und da sah man eine Gestalt um die Ecke verschwinden. Hart knallten unsere Stiefel auf das Pflaster. Da vor uns verschwand gerade wieder so ein Kerl, einen Pfiff ausstoßend, in einem Hauseingang. Nichts Gutes.ahnend, gingen wir weiter. SA.-Lieder pfeifend. Herausfordernd klingt die Melodie auf: „Im Preußenland marschieren wir ..." Auf einmal lief ein Hitlerjunge auf uns zu und rief: „Sie schießen, sie schießen ..."

Wir gleich zu ihm hin ... Fragen hier ... Antwort da ... Atemlos erzählte der Junge ... Wir wußten genug, jetzt konnte es losgehen. Wir nahmen den Jungen mit uns ... Vorsichtig ging es, die Häuser beobachtend, weiter. Totenstill war es in der Gasse. Sollte das die Ruhe vor dem Sturm sein?

Vor uns sahen wir auf einmal die Fackeln, sahen wir Menschenmassen. Gott sei Dank, diesmal ist es noch gut abgegangen, dachte ich. Unser Schritt wurde schneller. Wir überquerten gerade den Hakenmarkt!!! Alles andere war vergessen, der Anblick der leuchtenden Symbole fesselte mich vollkommen ... da ... was war das ... ein Schuß, Schreie ... Aus einer der dunklen Gassen rechts von mir stolperte ein SA.-Mann. Was war geschehen? Wir eilten hin ... Seine Mütze fehlte, Blut lief ihm über die Wange ... Als ich ihn frug, deutete er nach der Gasse, sprechen konnte er nicht ... Wir übergaben ihn einem zufällig vorbei-

kommenden Sanitäter ... Beratschlagten, was tun. Ein feiges Gesindel, diese Roten, an die Masse trauen sie sich nicht 'ran. Einzelne Leute aber überfielen sie. Wir sahen um uns. Der Platz war leer. Aber in der dunklen Altstadtgasse wimmelte es von Menschen.

Schon flogen die ersten Steine. Ein Kamerad wurde getroffen. Ein Heulen wie von wildgewordenen Bestien antwortete auf den Wurf. Gehen wir der Sache zu Leibe ... dachte ich, da kommandierte einer von uns: „Kehrt, marsch ..." Die Rufe schwollen an, Schreie, Schüsse, es ist kaum zu beschreiben, welche Laute dieser Mob ausstieß, als er uns kehrtmachen sah. Unsere Blicke richteten sich nach vorn, was wir sahen, sagte uns genug ... die dunkle Gasse war voller Kommune ... Sturm auf, marsch, marsch ... Eisern scholl das Kommando unseres Scharführers über den Platz... Sollte die Bande Frankfurter Arbeiterfäuste kennenlernen.

In einer Kette liefen wir geschlossen auf die Gasse zu. Ein ohrenbetäubender Lärm empfing uns. Ich hörte nur noch den harten, festen Schritt unserer Stiefel... Schulterriemen im Laufen abgeschnallt und um die Faust gelegt, war eins. Die Masse wich zurück, scheinbar überrascht durch den schneidigen Angriff. 'ran an den Feind!

Schon sausten unsere Schulterriemen durch die Luft, Steine flogen uns entgegen. Hiebe prasselten auf uns ein. Schüsse knallten durch die Nacht... Ich erhielt einen Schlag über den Kopf ... taumelte ... drohte zu fallen ... doch da sah ich meinen Sturmkameraden neben mir ... Zähne zusammenbeißen, weiterhauen ... waren meine nächsten Gedanken, und den inneren Schweinehund überwindend, griff ich trotz eines brummenden Schädels weiter an. Schon war ich wieder mitten in der Masse... Neben mir fiel einer von uns.

Braunschweiger Kameraden kamen uns zu Hilfe. 15 zu 100 war das Stärkeverhältnis. Langsam wich die Masse zurück in die dunkle Gasse ... aber immer stärker wurde der Haufen vor uns. Nicht locker lassen ... hörte ich jemand rufen. Eine Visage grinste mich an. Ich klebte ihr eine, mitten ins Gesicht traf mein Schulterriemen. Der Kerl fiel um.

Da, auf einmal sah ich vor mir, aus der Masse herausleuch-

tend, den Lauf einer Pistole auf mich gerichtet. Was machen... Der oder ich... Ich sah, wie der Kerl abdrückte... Versager... Blitzschnell sprang ich auf den Kerl zu ... schon hing ich an ihm. Alles um mich war vergessen... Mein Schulterriemen traf des Gegners Hand; mit einem Schrei ließ er die Pistole fallen. Ein Hieb traf mich, die Pistole löste sich aus ... ein Schuß ballerte über die Gasse. Ich hörte und sah nichts mehr. Klebte wie eine Klette an dem Kerl; meine Fäuste bearbeiteten sein Gesicht... Der oder ich... Wir fielen hin. Er lag unter mir. Ich löste seine Umklammerung, sprang auf. Ein Stöhnen klang mir entgegen. Der Schurke blieb liegen. Neben sich die Pistole. Im Nu hatte ich sie aufgehoben. Regungslos lag der Kerl. Meine Hiebe hatten also gesessen. Vor mir kämpften Kameraden auf Leben und Tod. Hin zu ihnen. Gleich darauf war ich wieder bei meinen Kameraden. Immer weiter trieben wir die wutheulende Masse zurück. Mir bluteten die Lippen; auch der Kopf war nicht ganz in Ordnung. Was kümmerte es mich. Stehen bis zum letzten, war die Parole ... Da, die Masse teilte sich vor uns... Sie floh.

Eine Polizeikette stand vor uns. Drängte uns zurück ... Schade, die Schlacht war aus. Mit erregter, atemloser Stimme erzählten wir der Polizei die Vorfälle. Ein Polizeimajor beruhigte uns. Wir gingen. Sahen uns an. Wir hatten unsere Schuldigkeit getan. Jeder hatte blaue Beulen, hier und da blutete einer. Die Schulterriemen wurden wieder angeschnallt.

Drüben marschierten die Kameraden in die Nacht hinein. Leuchtende Fackeln in der Hand. So, wie diese Fackeln zum Himmel loderten, so wurde dieses Treffen ein leuchtendes Fanal für ganz Deutschland... Am nächsten Tage marschierten wir. Hundertvierzigtausend zogen an ihrem Führer vorbei. Leuchtend grüßte uns sein Auge... Den Glauben an die Zukunft, den Glauben für den Kampf gab er uns mit ...

## Ein Zentrumsturm wackelt

Es war im Februar 1931. Mit großem Tamtam hatte die badische Zentrumspartei eine — die Wünsche eilten den Tatsachen voraus — „gewaltige Kundgebung" im „Löwen" in Hüfingen angekündigt.

Auf solche Versammlungen freuten wir SA.- und SS.-Männer uns mächtig, war es für uns doch immer ein unbeschreibliches Vergnügen, diesen heuchlerischen Lämmlein ein wenig die Suppe zu versalzen. Jedesmal, wenn wir so ganz unverhofft auf der Bildfläche erschienen, perlte auch schon der helle Schweiß auf den Häuptern der Zentrumsbönzlein. „Jetzt kommen die Nazis mit schweren Revolvern und langen Messern in den Taschen", mag es dann in ihren Köpfen gespukt haben. Aber o Gott, nicht einmal ein Taschenmesser hatten wir in unseren Hosentaschen, nur um der Polizei bei etwaigen Durchsuchungen keine Gelegenheit zu geben, uns unter dem Vorwand, wir seien im Besitz von Waffen angetroffen worden, aus der Versammlung entfernen zu können. Wir brauchten ja auch gar keine Waffen, das einzige, was wir mitnehmen mußten, war ein großes Stück Selbstbeherrschung, um nicht über die gemeinen Lügner herzufallen.

Mit dem Lieferwagen unseres Sturmführers fuhren wir Donaueschinger SA.- und SS.-Männer mit frohen Kampfliedern auf den Lippen nach dem nahe gelegenen Hüfingen, um die Zentrumsversammlung mit unserer Anwesenheit zu beglücken. Kaum hatten wir den Ortseingang von Hüfingen erreicht, wurden wir auch schon von unseren dortigen Mitkämpfern über die „Lage" unterrichtet. Ein Betrunkener hatte den Herren vom Zentrum mit den Worten: „Heut abend muß noch Blut fließen" einen jähen Schrecken und eine unsagbare Angst eingejagt.

„Respekt haben nun diese Brüder schon, das übrige werden wir noch machen", sagte der Sturmführer. Hoffentlich haben wir nun dieses Mal endlich das Glück, mit der berühmten Badenwacht — mit der uns immer schon nach verunglückten Versammlungen in den Zeitungen gedroht wurde — Bekanntschaft zu machen. Nur das eine stand bisher von der Badenwacht fest, daß sie alle nagelneue Uniformen hatten und von hinten den „Blauen" verblüffend ähnlich sahen (die Uniformen natürlich, nicht die Christkinderl, die darin steckten).

„Wie werden die Nazis mit ihren alten verwaschenen Uniformen erzittern, wenn die schneidige Badenwacht aufmarschiert", werden sich die Zentrümler im stillen gedacht haben.

Ruhig, diszipliniert, voll innerer Genugtuung betraten wir den

noch vollständig leeren Saal. Vorne am „Präsidiumstisch" saßen die Herren von der Versammlungsleitung. Kaum hatten wir einen passenden Tisch für uns ausgesucht, da füllte sich auch schon der Saal unerwartet schnell. Ein kurzer Augenblick gab mir noch Gelegenheit, diese Herren von der Versammlungsleitung ein wenig näher zu betrachten.

Wie wir in Erfahrung gebracht hatten, sollte dieses Mal unser heißersehnter Wunsch nun doch in Erfüllung gehen, die Badenwacht wird den Versammlungsschutz übernehmen. Es war aber bereits 8.30 Uhr und die „Soldaten" waren immer noch nicht zur Stelle. Nochmals blickte der Versammlungsleiter angstvoll, ja geradezu verzweifelt auf seine Uhr, aber alles half nichts, die „Badenwächtler" müssen verlorengegangen sein, oder sie hatten unsere Anwesenheit erfahren und haben Angst bekommen. Mit Todesverachtung und zitternden Herzens begann der Herr Versammlungsleiter die paar Eröffnungsworte mit bebender Stimme herunterzuleiern. Aber dafür ein kleines bißchen frecher begann dann der Hauptredner, ein Freiburger Parteisekretär, mit seiner süßlichen Stimme die gemeinsten und dreckigsten Verleumdungen gegen unsere Bewegung, und was uns am tiefsten traf, gegen unseren Führer zu flöten. Das war uns nun doch zuviel. Durch Pfeifen und Johlen versuchten wir, ihm etwas Respekt beizubringen, aber o weh, wir hatten es mit einem ganz gemeinen und hartnäckigen Gegner zu tun. In den Gesichtern der anderen Herren spiegelte sich Schadenfreude wider, und sie schienen sich an unserer Wut zu ergötzen. Als dann der Redner all seinen Schmutz herausgeschleudert hatte, forderten wir Diskussion. Zuerst wurde es uns abgeschlagen, aber als sich dann unser „Schlenker", so nannten wir unseren Truppführer, mit seiner ganzen Größe und Breite und einer fürchterlichen Miene erhob und wir selbst alle zu „meckern" anfingen, schienen die Bönzlein doch ein klein wenig zu zittern, denn auf einmal bekamen wir fünf Minuten, dann zehn, 15 und dann 20 Minuten Diskussion zugestanden.

Unser Redner sprach vernichtend.

Wieder begann der Zentrumsredner gegen die Ausführungen unseres Redners Stellung zu nehmen und endete seine Rede mit den herrlichen Worten: „Trotz Nazihaß und Nazisturm, fest steht

der badische Zentrumsturm." Aber siehe, da geschah ein Wunder, der Turm fing scheinbar ganz beträchtlich an zu wackeln, denn kaum hatte er diese Worte gesprochen, erhoben wir uns, um die Versammlung zu sprengen. Furcht und Schrecken war in den ganz bleich gewordenen Gesichtern der Bonzen zu lesen. „Nun wird das angekündigte Blut fließen" mögen sich die Herrschaften gedacht haben, denn wie von einer Tarantel gestochen sauste der Herr Bürgermeister hinaus durch den „Notausgang" ans Telephon. Unsere Spionage funktionierte fabelhaft. Wir wußten Bescheid. Kurz ging der Befehl durch unsere Reihen: „Hat einer doch zufällig etwas Waffenähnliches in der Tasche?" Nein, nicht einmal einen Zahnstocher hatten wir. Von einer Versammlungssprengung ließen wir jetzt ab, denn wir wollten der Gendarmerie, denn diese wurde durch den Bürgermeister alarmiert, zeigen, was für friedliche Menschen wir waren, und die Herren vom Zentrum in eine unangenehme Lage bringen, denn sie hatten nicht weniger als sieben Gendarmen angefordert. Und alles klappte famos. Mit lächelnder Miene, und anscheinend mit einer Sauwut über den plötzlichen Alarm mitten in der Nacht, zogen sich die Landjäger in das nahe Rathaus zurück.

Jetzt war unser Augenblick gekommen. 95 Prozent der ganzen Versammlung erhoben sich mit uns, um gemeinsam das Horst-Wessel-Lied zu singen. Am anderen Tag las man in der Zentrumszeitung, die Nazis hätten fluchtartig die Versammlung verlassen müssen, das nächste Mal werde die „Badenwacht" gleich von Anfang an für Ruhe sorgen. Die schwarze Herrschaft war in Hüfingen, wenn auch nicht ganz, so doch zum größten Teil gebrochen. Seitdem stand dort der Zentrumsturm nie mehr so fest. Und eines Tages brach er dann zusammen, der schöne, schwarze Turm.

## Eine Fahne und 500 Kommunisten

Himmelfahrt 1931.

Wir liegen nach dem kalten Bad am Seeufer und lassen uns von der Sonne trocknen. Seit einem Monat sind wir hier draußen auf dem Gut unweit Berlin, 15 Mann Berliner SA. als frei-

williges Arbeitskommando. Ungewohnt ist uns die Landarbeit und geht verdammt in die Knochen — aber heute ist ja Feiertag! Wir aalen uns, blinzeln in die Sonne, dösen, schlafen.

Oben auf der Chaussee kommt einer angelaufen ... Laßt ihn laufen! Heute kann uns keiner hier wegholen — kein Inspektor, kein Vorarbeiter! Das Trappeln kommt näher. — Will der etwa doch zu uns? Na, wenn schon! Wir sind zu faul, um die Augen aufzumachen. Doch plötzlich fahren alle 15 Mann hoch!

Kommune? Wir sind hellwach. Dieses Wort weckt einen SA.-Mann auch aus dem tiefsten Schlaf. Alle Augen starren auf den Mann, der auf uns zukeucht.

„Kommunisten! ... schnell nach Hause ... Drei Lastwagen voll! Aus Berlin ...!"

Donnerwetter! Also haben die uns schon spitz gekriegt! Nun aber dalli! In Sekunden sind wir angezogen und rennen los. 1½ Kilometer im Nurmi-Tempo. Nur nicht schlapp machen! Schneller! Schneller!

Die eisenbeschlagenen Stiefel klappern auf der Teerstraße. Die Luft flimmert in der Mittagshitze. Ein Gewitter zieht auf.

Weiter! Weiter! — Hinter der Fichtenschonung sehen wir schon unsere Hakenkreuzfahne auf dem Dach der ehemaligen Schnitterkaserne flattern. Dort ist unsere Burg ... Schneller! Schneller! Wir müssen vor den Roten dort sein, sonst ist die Fahne ...

Wir haben's geschafft. Als wir uns vor der Tür ins Gras werfen, donnern auf der Chaussee die knallroten Lastwagen heran.

Los! Los! Aufstehn! 'rein ins Haus! Nein, sie halten noch nicht, fahren vorbei. Wir haben Zeit, uns zu verpusten.

Die Fenster und Türen im Erdgeschoß werden verbarrikadiert, wir reißen die Strohsäcke von den Betten, da bricht draußen das Gewitter los mit krachendem Donner und Platzregen.

„Jetzt werden die nicht mehr kommen."

„Abwarten!" Die Meinungen sind geteilt.

Langsam verzieht sich das Unwetter. Die Sonne scheint wieder — und da kommen sie auch schon! Antifa aus Berlin. Dahinter ein Gewimmel von heimlichen und unheimlichen Genossen aus der ganzen Umgegend. Endlich sollen die frechen Nazis eine Abreibung erhalten!

Wir schließen die Tür und nehmen unsere Spaten und Mistgabeln zur Hand. Wenn sie uns ausräuchern wollen, dann sollen sie es nur ruhig versuchen. Bitte sehr! Aber so restlos wohl ist uns nicht zumute. Ein halbes Tausend gegen ein knappes Bäckerdutzend? — Immerhin, kneifen werden wir nicht! Draußen geht's los: „Fahne ausliefern!"

Wir schweigen.

„Sonst holen wir sie 'runter!"

„Versucht's doch!"

Wutgebrüll. Dann große Beratung.

Wir spähen vorsichtig durch das Fenster. — Unser Landjäger arbeitet sich mit gezogener Pistole durch die Menge, stellt sich vor die Tür:

„Neun Kugeln habe ich im Lauf, neun im Magazin. Achtzehn von euch bleiben liegen, bevor ihr durch die Tür kommt!"

Alle Achtung! Der Mann hat Mut! Hinter der Tür stehen wir mit Spaten und Forken. Die ersten Schüsse fallen aus dem Hintergrund, zerfetzen das Fahnentuch, schlagen in den Schaft. Aber die Fahne steht! Plötzlich haben die Vordersten Knüppel in den Händen, drängen heran. Wir fassen die Werkzeuge fester. Jetzt wird es losgehen! Achtung! Nein, noch nicht. Sie beraten, können nicht einig werden. Mittlerweile finden sich die Gutsförster mit ihren Schrotspritzen ein, mischen sich unauffällig unter die Menge. Grobes Schrot soll eklige Löcher in die Hosen geben, die Belagerer fangen an abzukrümeln, die tapfere Schar schmilzt zusehends.

Sollen wir jetzt einen Ausfall machen? Den Rest auseinanderhauen. Ja, los! Wir reißen die Tür auf und wollen hinausstürmen — da richtet sich die Staatsgewalt gegen uns!

Unparteiisch nach Vorschrift. Zweimal neun Kugeln, das war allerdings ziemlich deutlich. Wir ziehen uns unter Protest zurück. Eigentlich hat der Mann ja auch recht. Kaum einer von uns wäre heil wieder ins Haus gekommen. Immer noch ...

Dann erscheint der Überfallwagen aus der Kreisstadt, und vor geladenen Karabinern hat die Antifa heillosen Respekt, besonders am hellen Tage. Der Belagerungszustand wird also aufgehoben, die Meute trollt sich.

Stolz flattert die Fahne auf dem Dach, einzelne Fäuste drohen aus der Ferne zu ihr hinauf.

Wir waren fest davon überzeugt, daß unsere Freunde in der Nacht wiederkommen würden, haben bis zum Morgengrauen gewacht. Sie zeigten sich nicht. Sind bloß immer im Kreis um uns herumgeschlichen, ab und zu sahen wir einen Schatten in den Büschen. Sie merkten, daß wir auf der Hut waren.

Nur als wir am nächsten Abend zu dritt auf Fahrrädern aus dem anderen Dorf nach Hause fuhren, pfiffen uns die Kugeln um die Köpfe, prallten gegen die Chausseebäume und trillerten als Querschläger in die Dunkelheit hinaus.

## Auf der ersten SA.-Führerschule

Im Frühjahr 1931 gingen von dem damaligen Gausturm Pommern die ersten Befehle an die wenigen Standarten der SA., zu der neu errichteten SA.-Führerschule in Colbitzow bei Stettin Männer zu schicken, die später in den Stürmen für eine einheitliche sportliche Ausbildung sorgen sollten. SA.-Führerschule durfte man damals allerdings nicht sagen, aber der Name tat doch nichts zur Sache. Das Uniformverbot bestand ja schon, und im Räuberzivil waren eben alle nur eifrige Sportler, die hier trainierten. Nach einigen Kursen ergaben sich dann allerdings Schwierigkeiten, die eine Verlegung der Schule nach Gartz an der schönen Oder notwendig machten.

Aus allen Teilen des Gaues kamen SA.-Männer und SA.-Führer hier zusammen, um den so notwendigen Stoff für die körperliche Durchbildung der SA. mit nach Hause zu nehmen. Da wurde Sport getrieben, Unterricht abgehalten, wieder Sport gemacht und bis in den späten Abend fleißig „gebimst".

„Was ist da schon dabei", wird mancher Kamerad sagen.

Nichts! Und darum geht es im Grunde ja auch nicht. Aber wer auf einem dieser Kurse war, wer den Kameradschaftsgeist dieser Schule miterlebt hat, der wird daran denken, solange er lebt. In eiserner Geschlossenheit stand diese kleine Schar immer wieder auf, um alle Hindernisse hinwegzuräumen, wo sie sich zeigten. Da stand und mußte jeder für jeden einstehen, und es

war eine wahre Freude, zu sehen, wie hier der Arbeiter und der Schlachtergeselle, die von Hause gejagt waren, weil sie sich Adolf Hitler verschworen hatten, zusammenstanden mit Kaufleuten, Studenten und ehemaligen Offizieren.

Ein altes Sprichwort sagt ja, dreimal umgezogen ist so gut wie einmal abgebrannt. Damit wollte uns beim sechsten Lehrgang der SA.-Führerschule Gartz anscheinend auch die Polizei totmachen. Daß wir aber gerade durch solche Schikanen besser zusammengeschweißt wurden, als das sonst vielleicht möglich war, ist dem damaligen Bürgermeister und Halbjuden auch zu spät aufgegangen.

Gleich am Anmarschtag für den Kursus mußten wir den bis dahin benutzten Saal räumen, weil man in diesem Saal eine Kaserne sah. Es wurde also schon umgezogen, bevor alle Teilnehmer beisammen waren. Parteigenossen fanden sich sehr schnell bereit, uns 24 SA.-Männer bei sich unterzubringen. Der Strohsack wurde also „gepackt", das Köfferchen verschnürt, und mit Gesang ging es durch die Straßen in die neuen Quartiere. Wir hatten die Rechnung ohne den damaligen Herrn von Gartz gemacht. Nach der polizeilichen Anmeldung am nächsten Tag hieß es wieder „umziehen". Mit List und Tücke schafften wir es dann, daß wir auf der nächsten Stelle wenigstens zwei Tage bleiben konnten. Doch dann war es auch hier aus. Jetzt war aber doch der Spaß vorbei! Schließlich waren wir alle nicht nach Gartz gekommen, um uns im Umzug zu üben, und unser Schulleiter versuchte diesen Standpunkt auch dem Herrn von Gartz klarzumachen. Das gelang schließlich aber doch daneben, und eine Fahrt nach Stettin zur Regierung mußte angetreten werden. An diesem Nachmittag waren wir alle nur mit halbem Ohr beim Dienst. Was wird aus dieser Besprechung wohl werden? Müssen wir nun doch den ganzen Kursus auffliegen lassen?

Erst am späten Abend kam der Schulleiter wieder und brachte dann den Bescheid mit, daß die Regierung mit unserem Verbleiben einverstanden wäre. Der Bürgermeister bekam die Anweisung, uns in Zukunft ungeschoren zu lassen.

Was die Regierung, die uns doch weiß Gott nicht wohlgesonnen war, zu dieser Maßnahme veranlaßt hatte? Man hatte dem

Vizepräsidenten sehr einfach und kurz erklärt, daß man jede Verantwortung für uns nur solange übernehmen könnte, als man uns in der Schule zusammen habe. Wenn die Schule geschlossen werden müßte, lehne man jede Verantwortung für unser Treiben ab. Dazu hatten wir schon vorher erklärt, daß wir in einem solchen Fall dafür sorgen wollten, daß den Bürgermeister diese Anordnung noch gereuen würde. Man sah also wohl auch auf der Stettiner Regierung ein, daß der Spaß für uns ein Ende hatte. Gewiß war mit der Erlaubnis zur Weiterführung der Schule auch die Verpflichtung verknüpft, nichts Ungesetzliches zu tun. Das haben wir gerne unterschrieben und ließen uns davon auch durch keine Provokation, die oft so nett gemeint war, abbringen. Daß wir am Sonnabendmorgen immer unsere eigene „Zeitung" von Haus zu Haus vertrieben und dadurch mit dafür sorgten, daß wenigstens einige Barmittel für die Schule vorhanden waren, gehörte zu unserem Programm.

Schließlich hatten aber auch die Gartzer Einwohner — soweit sie nicht völlig verbohrt waren — ihre Freude an uns. Wir sorgten immer und überall dafür, daß Ruhe und Ordnung im Städtchen herrschte. Jeder wußte genau, daß er mit der SA.-Führerschule rechnen mußte, und mancher Fluch der SPD.-Leute ist damals gen Himmel gestiegen.

Als im November 1931 der damalige thüringische Minister Parteigenosse Frick in Stettin sprach, war es doch eine Selbstverständlichkeit, daß auch wir Schüler von Gartz nach Stettin fuhren. Weniger selbstverständlich war uns dann allerdings schon, daß wir beim Einmarsch der SA. die Spitze des Zuges übernehmen mußten. Noch weniger selbstverständlich war uns, daß der Einmarsch der Fahnen nicht erfolgen konnte, weil die Polizei in dem Augenblick, als die Musik den Präsentiermarsch spielte und wohl 6000 Volksgenossen sich zum Fahnengruß erhoben hatten, alle Fahnenträger und Begleiter verhaftete und in das Polizeipräsidium brachte. Man hatte es darauf abgesehen, die Versammlung aufzulösen und auf alle Fälle den Schein des Rechtes auf seiner Seite zu behalten. Das wäre auch fast gelungen!

Als nämlich während der Rede des Ministers Frick der „über-

wachende" Kommissar, der allen Kursusteilnehmern und auch allen Stettinern, ja sogar in ganz Pommern unrühmlichst bekannte Herr Hebeler, sich erdreistete, dem Redner eine Verwarnung zu erteilen, da riß nur ein kurzes Kommando des aufmarschleitenden SA.-Führers uns davor zurück, den Herrn Kommissar „hochgehen" zu lassen. Als wir dann nach dem Schluß dieser großen Kundgebung wieder zum Bahnhof gingen, machte es sich von ganz allein, daß die SA.-Schule in Reih und Glied ging, und immer wieder mußten uns erst die Zurufe aus den „Flitzern" darauf aufmerksam machen, daß das gar nicht erlaubt war.

Aber nicht nur in Stettin hatte man den Versuch gemacht, uns aufzulösen. In der Schule selbst konnten wir ab und zu Besuch begrüßen, der uns sehr „wohlgesonnen" war. Herr Kommissar Hebeler, der bekanntlich bei der Vernehmung von SA.-Männern immer sehr liebenswürdig „Sturm"-Zigaretten anbot, kam eines Tages auch. Er sollte eine Haussuchung durchführen, weil wir bei unseren Übungen auch Holzgewehre verwenden sollten. Daß er nun in seinem Eifer gerade zu einer unpassenden Zeit kam, konnten wir ja nicht ändern. Als wir gerade mit dem Mittagessen fertig waren, heißt es auf einmal: Wir bekommen Besuch. Ein paar Stettiner, die den Herrn Kommissar schon kannten, stellten ihn uns auch gleich vor. Unter dem allgemeinen Gelächter aller Kursusteilnehmer wurde zunächst der „schwere Verdacht" geäußert. Vor den findigen Augen dieses Kommissars blieb dann aber auch kein Schrank verschlossen. Selbst unter den Spielsachen der Kinder des Schulleiters wurde nach den Holzgewehren lebhaft gesucht. Daß unsere Stimmung bei der erfolglosen Suche nur noch dadurch stieg, daß wir zum Schluß immer wieder sangen: „Wenn sie uns schikanieren, das macht uns gar nichts aus . . .", kann sich wohl jeder lebhaft ausmalen.

So vergingen die Tage auf der SA.-Führerschule für uns viel zu schnell. Als aber der Abschiedsabend Kursusteilnehmer und Parteigenossen vereinte, da konnte der Schulleiter feststellen, daß der Kreis der Parteigenossen von Kursus zu Kursus gestiegen war. So haben wir damals nicht nur für uns selbst viel gelernt, sondern auch gleichzeitig geholfen, die Bewegung zu

stärken. Uns alle aber, die wir an diesen Kursen teilnehmen konnten, umschließt ein festes Band, das Band erprobter und bewährter Kameradschaft.

## Das Gummiknüppelauto

Im Herbst des Jahres 1931 ging eine der vielen Versammlungs- und Propagandawellen durch das deutsche Land, die dazu beitragen sollten, den letzten Volksgenossen im letzten Winkel des deutschen Vaterlandes für die Idee des Führers zu gewinnen. Überall und Tag für Tag standen unsere Redner an der Front und hämmerten den Nationalsozialismus in das deutsche Volk hinein.

Tag für Tag und Abend für Abend, oft bis spät in die Nacht hinein, war auch die SA. unterwegs, um die Versammlungen zu schützen und damit die Durchführung der Versammlungs- und Propagandatätigkeit zu ermöglichen.

Auch im südwestlichen Holstein, in der Ecke zwischen Altona, Elmshorn und Glückstadt, griffen die Redner an, und immer war die SA. zur Stelle. Bei einer solchen Gelegenheit passierte einigen SA.-Männern vom damaligen Sturm Tornesch ein Mißgeschick, das trotz seines gefährlichen Charakters doch nicht des heiteren Beigeschmacks entbehrte.

In der Nachbarstadt Ütersen war eines Abends eine Versammlung angesetzt. Ütersen war bekannt als rote Stadt, wo der dortige Ortsgruppenleiter mit seinen SA.-Männern und Parteigenossen einen heftigen Kampf gegen die Kommune und die rote Stadtverwaltung führte.

Reichsbanner und KPD. waren zahlenmäßig sehr stark, konnten sich gegenseitig aber nicht sehen. Wenn es jedoch gegen die verfluchten „Nazis" ging, standen sie im trauten Verein und fielen bei jeder einigermaßen passenden Gelegenheit über Nationalsozialisten her. Die passende Gelegenheit war natürlich nur dann gegeben, wenn die roten Brüder in gewaltiger Übermacht waren.

Da es in Ütersen bei den Versammlungen immer sehr lebhaft herzugehen pflegte, wurden auswärtige Stürme zur Unterstützung der heimischen SA. zum Saalschutz mit herangezogen. Sehr oft wurde dann der Torneschер Sturm zum Dienst befohlen.

Der Anmarsch ging unter Wahrnehmung der nötigen Vorsichtsmaßnahmen vor sich. Denn mehr als einmal mußte unterwegs, auf freier Strecke, ein Überfall der Kommune abgewehrt werden. Von einem solchen Überfall, der natürlich hinterrücks auf wenige Kameraden ausgeführt worden war, trugen einige SA.-Männer Messerstiche und Kopfverletzungen davon. Damit in Zukunft solche Sachen nicht wieder vorkamen, hatte der damalige Sturmführer eine neue Methode der Marschsicherung eingeführt. Das Gros der SA.-Männer wurde auf Fahrrädern in Marsch gesetzt. Und hinterher, in einigem Abstand, fuhr das Auto eines SA.-Mannes, das mit einigen SA.-Männern besetzt war und auch sonst noch einige „niedliche Sachen" mit sich führte.

Das Auto war schon viele Jahre gelaufen, bis es dem SA.-Mann sein kärgliches Brot als „Taxi" verdienen mußte. Da aber nur Parteigenossen das Auto benutzten, weil eben andere Kunden lieber in einem neutralen Wagen fuhren, hatte es bald Aufsehen erregt und erfreute sich einer besonderen Beachtung und „Wertschätzung" von seiten der „Brüder in Rot". In einem Anfall übermütiger Laune und trotzigen Bekennermuts hatte der Parteigenosse den Wagen braun angestrichen. Jetzt war er auch noch äußerlich auffallend gezeichnet und jedermann kenntlich. Es blieb nicht aus, daß sich auch unsere liebe Polizei lebhaft für das „Naziauto" interessierte.

Dieses besagte Auto fuhr nun bei dem Anmarsch zur Versammlung hinter dem Sturm her. Einige Pannen, die bei dem Alter des Wagens nicht zu vermeiden waren, wurden weiter nicht gefährlich; die Anfahrt zur Versammlung ging sonst ohne Zwischenfälle vonstatten. Auch durch „Klein-Moskau" kamen wir ungehindert hindurch.

Aus irgendeinem Zufall, der sich nachher als günstig erweisen sollte, wurde das Auto nicht beim Versammlungslokal, sondern auf dem Hof eines Fuhrmanns, etwa 200 Meter davon, aufgestellt. Wir verstießen also nicht gegen das Verbot des Besuches politischer Zusammenkünfte mit Waffen.

Die Versammlung verlief auch ohne Zwischenfälle, so daß wir hofften, bald und ohne Schwierigkeiten wieder nach Hause abrücken zu können.

Aber das dicke Ende kam nach! Nach Schluß der Versammlung

begaben wir uns wieder zu unserem Auto, damit der Rückmarsch wieder nach erprobtem Muster angetreten werden sollte. Der Fahrer drehte an der Kurbel und versuchte, den Motor in Gang zu bringen. Wir übrigen SA.-Männer pferchten uns in den Wagen hinein und machten es uns, so gut es eben ging, bequem. Plötzlich tauchten um das Auto herum die Tschakos der Landjäger und der städtischen blauen Polizei auf. Einer ging sofort an den Wagen heran, langte unter den Führersitz und holte den Sack hervor, in dem sich die Gummiknüppel, Stahlruten usw. befanden. „Aussteigen! Sie sind verhaftet!" Da saßen wir in der Patsche! ... Ich sehe noch neben mir das schadenfrohe Gesicht des Uetersener Reichsbannergenerals Lüdemann, der als systemtreuer Polizist die Stütze des roten Bürgermeisters war, als er mir grinsend sagte: „Nu hebt wi ju Nazis ober bi de Büx!"

Machen konnten wir offensichtlich nichts, also mit zur Wache. Auch das Auto mit den „corpora delicti" wurde von einem Polizisten dorthin gefahren. Der Fahrer fluchte in sämtlichen Tonarten: „De Dinger hebt mi de Kommunisten in'n Wogen smeeten!" Diese Äußerung wurde auch später der Tenor unserer Verteidigung. Zunächst marschierten wir, dickfellig wie Schleswig-Holsteiner nun einmal sein können, mit unseren Beschützern zur Wache. Dabei wurde von den Polizisten peinlichst darüber gewacht, daß nur nicht eine Verständigung zwischen den Übeltätern möglich wurde.

Auf der Wache erwartete uns der Clou des Abends. Eifrig telephonierte der diensthabende Wachtmeister in die Wohnung des Bürgermeisters, die sich ebenfalls im Rathaus befand: „Herr Bürgermeister, wir haben sie!" Wenige Minuten später erschien er, „Heinrich, de rode Hein-Börgermeister". Er markierte Unwillen über die nächtliche Störung. „Was ist denn los? Ich habe schon geschlafen, was soll diese Störung?" Das war natürlich Bluff. Ein Blick auf die tadellose Frisur und auf den Anzug, der keineswegs danach aussah, daß er in aller Eile angezogen war, ebenfalls die Äußerung des Polizisten beim Telephonieren, bestätigten uns, daß der Bürgermeister genau informiert war und auf uns, „seine lieben Gäste", gewartet hatte.

Zunächst wurden wir getrennt und in verschiedene Zimmer ge-

bracht. Ein Wachtmeister wurde jeder Gruppe beigegeben, damit eine gegenseitige Verständigung unmöglich wurde. Dann begann die Vernehmung.

Der Bürgermeister gedachte, aus dem Verhör für sich eine festliche Angelegenheit zu machen. Nach seiner Ansicht würde er uns schon kleinkriegen, und dann hatte er die bösen Nazis als Gesetzesübertreter, als planmäßige Schläger entlarvt. Das war ein gefundenes Fressen für das Leib- und Magenblatt der Genossen, für die in Kiel erscheinende „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung", das beste Witzblatt der Provinz in jenen Zeiten. Für uns Übeltäter sollte aber ein gehöriger Denkzettel abfallen.

Es kam aber anders, als es sich der Herr Bürgermeister gedacht hatte. So schlau wie er waren wir SA.-Männer schon lange, nur war unsere Tonart eine andere.

Einer nach dem andern wurde nun zur Vernehmung vorgeführt. Auf alle verschiedene Art und Weise versuchte der Polizeigewaltige uns hineinzulegen und ein Geständnis aus uns herauszuholen. Er war einmal der wohlwollende ältere Freund, der bedauerte, daß wir uns zu einer Unbesonnenheit hätten hinreißen lassen. Als das nichts fruchtete, war er plötzlich der gestrenge Polizeiherr, der auf die durch den Verstoß gegen das reichsgesetzliche Verbot des Waffentragens eintretende Gefängnisstrafe aufmerksam machte. Aber ohne Ausnahme wurde von den Männern behauptet, nichts von der Herkunft der schrecklichen Waffen zu wissen. Es wurde einmütig die Ansicht vertreten, daß Kommunisten die Dinger während unserer Abwesenheit in den Wagen gelegt hätten. Einem SA.-Mann wurde die Fragerei zu bunt, er behauptete kurzweg, die Polizei habe den Sack mit den Hiebwaffen selbst in den Wagen praktiziert, um uns dann hineinzulegen.

Da die Vernehmung zu keinem Resultat führte, wurde die ganze Prozedur wiederholt. Jeder mußte noch einmal 'ran. Der Bürgermeister versuchte es jetzt mit einer neuen Methode. Er beschwor sämtliche Familienmitglieder bis zur ältesten Großmutter, die sich vor Schmerz und Gram ob solcher ungeratenen Familienmitglieder voll Grauen von uns abwenden würden. Sämtliche verpfuschten Existenzen, die wir überhaupt haben konnten, wurden uns vorgehalten mit dem Hinweis auf den eventuell durch ein freimütiges

Geständnis eintretenden Straferlaß. Es nützte alles nichts. Keiner wurde zum Judas und verriet etwas. Wir waren alle unschuldig wie neugeborene Kinder.

Mittlerweile war es aber schon bedenklich Morgen geworden. Einer der verhafteten SA.-Männer, der als Bäckergeselle in einer Nachbarstadt tätig war, verlangte energisch seine Freilassung mit der Drohung, andernfalls würde er den Bürgermeister für den Verlust seiner Arbeitsstelle schadenersatzpflichtig machen.

Da der Bürgermeister trotz aller Anstrengung und List nichts aus uns herausholen konnte, rückte er ganz zum Schluß mit einem groben Geschütz an: er machte uns versammelten „Sündern" die Mitteilung, daß wir bis morgen um 6 Uhr in Ütersen in Polizeigewahrsam bleiben würden, um dann nach Elmshorn ins Gefängnis überführt zu werden. Unter großem Hallo protestierten wir und wiesen darauf hin, daß er erst mal die wirklich Schuldigen feststellen müsse, um eine solche unerhörte Entscheidung zu treffen. Eine derartige Freiheitsberaubung würden wir uns unter keinen Umständen gefallen lassen. Für die unausbleiblichen Folgen würde er, der Bürgermeister, die nicht geringe Verantwortung zu tragen haben.

Der Bürgermeister mag dann das Unmögliche und Lächerliche seiner Haltung eingesehen haben; denn es war ihm ja nicht gelungen, uns als Übeltäter zu überführen. Nach einer halbstündigen Beratung mit seinen Beamten teilte er uns mit, daß wir nunmehr frei seien. Leicht ist ihm die Erklärung nicht geworden, entging ihm doch ein fetter Happen. Auch das Auto wurde großzügig wieder „aus der Haft entlassen".

Unter Protest wegen unserer unberechtigten Verhaftung haben wir uns aus dem ungastlichen Lokal entfernt. Still und leise sind wir aus Ütersen gefahren. Aber auf freier Strecke haben wir erstmals angehalten und unter gewaltigem Gelächter unsere Freude über den blamierten Bürgermeister in die mondhelle Nacht hinausplatzen lassen.

Das brave, alte Auto, das von nun an das Gummiknüppelauto hieß, hat noch oft und oft, Tag und Nacht seine Kilometer für die Bewegung zurückgelegt. Den 30. Januar hat es noch miterlebt. Aber dann kam die Zeit, wo es endgültig ausgedient hatte

und auf den Autofriedhof gefahren wurde, um dort sein Dasein zu beschließen.

Wo aber alte SA.-Männer des damaligen Sturms sich treffen, um in lebendiger Erinnerung jener schönen und großen, meistens sehr ernsten Stunden der Kampfzeit zu gedenken, da erwacht auch jener lustige Zwischenfall, wo einige SA.-Männer aus Tornesch dem roten Bürgermeister von Ütersen ein Schnippchen schlugen.

## Kleben mit Zwischenfällen

Wieder einmal lag eine dumpf-schwüle Nacht über Düsseldorf. Es war eine Zeit, in der jeder SA.-Mann gut daran tat, sich des Nachts von Kameraden heimbringen zu lassen, vor allem, wenn er das zweifelhafte Vergnügen hatte, in Oberbilk zu Hause zu sein. Und wie oft eilte nach einer aufregenden Nacht die Kunde von Haus zu Haus, daß in den frühen Morgenstunden wieder einer mit klaffender Kopfwunde — fast verblutet — irgendwo in den Anlagen aufgefunden worden war. Dann kam die große Kommuneversammlung in der Tonhalle, in der das rote Gelichter den amnestierten Zuchthäusler Margies mit frenetischem Jubelgeheul hoch feierte. Man kannte die aufpeitschende Wirkung einer solchen demagogischen Hetzkanonade zur Genüge, darum hatte die SA. vom Sturm 100 alle Vorkehrungen getroffen, die nötig waren, um den angekündigten „Arbeitersturm auf die Nazizentrale, Immermannstraße 4", abzuschlagen. Und das Ende: Ein scharfer Schuß peitschte aus der Oststraße in die Immermannstraße, und wieder lag ein SA.-Mann in seinem Blute: Joseph Hilmerich.

Irgendein roter Hund hatte ihn von hinten erschossen.

Zwei Nächte darauf lag die SA. in Bereitschaft im Hinterzimmer des SA.-Lokals Kräkel in der Marienstraße. Auf dem Tisch lagen einige tausend Flugblätter, die in der gleichen Nacht noch an die Hauswände, Litfaßsäulen und Bretterzäune sollten. Die Kommune hatte wieder einmal einen großen Rummel angekündigt und Gauleiter Florian aufgefordert, „zur Diskussion" zu sprechen. Die Flugblätter enthielten die einzig mögliche Antwort des Gauleiters: „Mit Mördern wird nicht mehr diskutiert!" Ölig und langsam schlichen die Stunden dahin. Zum wiederholten Male

wurden die drei Klebekolonnen — mit Fahr- und Motorrädern — aufgeteilt, die Sicherungskommandos benannt, die Flugblätter sorgsam verstaut, im übrigen wurde gewartet. Hier wurde ein Dreimännerskat gedroschen, dort ein alter Browning zerlegt und gereinigt. Es wurde mittlerweile 2 Uhr. Bis 3 Uhr dauerte die Wartezeit, weil in der ganzen Stadt die Kommune klebte und eine ausgiebige Nachlese zu erwarten stand.

Schließlich war es soweit; die beiden Motorkolonnen hetzten los in die Stadtrandbezirke, die Fahrradkolonne setzte sich in langer Linie in Richtung Worringer Platz in Bewegung. Die Kommune hatte ganze Arbeit geleistet.

Wo ein knalliges rotes Flugblatt von einer Hauswand leuchtete, war es im Augenblick heruntergerissen; wenn es bereits ausgetrocknet war, wurde es überklebt. Mit blitzartiger Geschwindigkeit arbeiteten die Kleber — einer pinselte wenige Striche auf die Wand, der andere schlug ein Flugblatt an, strich noch einmal liebevoll mit der Hand darüber —, und weiter ging die Fahrt. Inzwischen äugten die Spitzenfahrer scharf geradeaus, denn in allen Ecken und Winkeln lauerte Gefahr — und wie mulmig es am Worringer Platz aussah, davon wissen die alten Haudegen ein Lied zu singen.

In der Worringer Straße steht eine herrliche Litfaßsäule, auf der in wenigen Sekunden drei Flugblätter prangten, als auch das vierte schon seinen Ehrenplatz erhalten hatte, nahte von vorne mit Windeseile das Verhängnis: Eine Polizeistreife auf Rädern! Nun hieß es: Gegenzug links schwenkt — marsch! Und im Tempo brauste die Kolonne davon, was die Räder nur hergeben wollten. Jeder war auf sich selbst und seine eigene Geschwindigkeit angewiesen und hatte nur den einen Gedanken: auf schnellstem und kürzestem Weg zur Immermannstraße, wo bei Eintreten unvorhergesehener Zwischenfälle ein fröhliches Wiedersehen verabredet war.

Drei trafen ein, mimten harmlose Passanten und unterhielten sich prächtig über den hellen Vollmond, als zwei Beamte vorbeifuhren und mit Luchsaugen herüberspähten. — Sie warteten noch etliche Minuten, bis es feststand, daß die ganze Kolonne geschnappt worden war. Was tun? Etwas muß jetzt geschehen!

Nahezu 500 Flugblätter sind gerettet worden; wenn diese noch

in der gleichen Nacht verklebt werden sollten, durfte keine Minute unnütz verstreichen. Leimpott und Pinsel befanden sich in sicherem Gewahrsam auf der Wache Kreuzstraße, also galt es zunächst neuen Kleister zu kochen und für einen einigermaßen erträglichen Pinsel zu sorgen. Einer von uns wohnte in der Nähe, die drei unternehmungslustigen SA.-Männer stiegen hinauf, und in zehn Minuten waren sie wieder auf dem Trab. An einer Lenkstange baumelte ein stattlicher Marmeladeeimer mit Kleister, der zweite hatte sich einen alten Putzlappen zurechtgedreht, und von neuem ging es los. Unzählige rote Klebezettel verschwanden von der Bildfläche, und zusehends verringerte sich der Bestand der nationalsozialistischen Flugblätter. Eine Polizeistreife wurde sichtbar, die sofort die Verfolgung aufnahm, es gab eine Hetzjagd durch vier oder fünf Straßen, und schließlich war die Polizei „abgehängt". Unermüdlich, mit fast maschineller Sicherheit wanderte Flugblatt auf Flugblatt an die Häuserecken und Litfaßsäulen; als eine riesige Horde Kommune mit Gegröl die Straße entlang schlenderte, war es gut, sich für einige Minuten in eine schützende Toreinfahrt zurückzuziehen. Was die Roten angeklebt hatten, war kurz darauf wieder unsichtbar.

Schon war hellichter Tag. Die Straßen hatten sich bereits belebt, die ersten Straßenbahnen klingelten schon durch den frühen Morgen, und erstaunt schauten die Arbeiter, die zur Frühschicht fuhren, dem Treiben der SA.-Männer zu. Gerade waren diese an der Arbeit, auf einem Bauzaun den letzten Rest der Flugblätter in Form eines riesigen Hakenkreuzes anzuordnen, als wieder eine Polizeistreife auftauchte.

Diesmal ging es hart auf hart! Klirrend flog der fast leere Marmeladeeimer aufs Pflaster, und in rasender Fahrt sausten die drei davon. Durch ein ganzes Stadtviertel ging die Hetzjagd, unwillkürlich blieben die Passanten stehen und blickten dem seltsamen Schauspiel zu. Da stellte sich ein Roter mit ausgebreiteten Armen in den Weg, landete aber schneller, als ihm nötig schien, im Rinnstein. Auch diesmal hatten die SA.-Männer Glück gehabt, die Polizei hatte in dem Straßengewirr den Anschluß verpaßt.

Als die drei Kameraden in gemütlicher Fahrt wenige Minuten hernach wieder durch die Straße fuhren, in der der Bauzaun mit

dem noch nicht vollendeten Hakenkreuz stand, erblickten sie zwei Polizisten, die sich im Schweiße ihres Angesichtes mit Flüchen und Seitengewehren abmühten, die lästerlichen Nazi-Flugblätter herunterzukratzen. Ihr Werk war von Erfolg gekrönt, aber weniger erfolgreich war der Versuch, die Burschen ausfindig zu machen, die in einer einzigen Nacht das ganze Stadtzentrum — vom Worringer Platz bis zum Zoo — mit Flugblättern verseucht hatten.

## Als Nazi in Klein-Moskau

Als Achtzehnjähriger in die SA. aufgenommen, hatte ich in meinem Wohnviertel, einer reinen Bergarbeiterkolonie, den schwersten Stand. Die Kommune herrschte mit heimlichem und offenem Terror. Die Wahlergebnisse des Stimmbezirks sahen so aus: Wahlberechtigte 1240. SPD. 30 Stimmen, Kommunisten 830, Zentrum 120, NSDAP. 25. Das ist das trockene Bild in Zahlen.

Gar bald spürte ich den abgrundtiefen Haß der Kommune. Von den einen wurde man mit haßerfüllten Augen beobachtet, von den anderen über die Schulter angesehen und gemieden. Ja, selbst im eigenen Elternhaus fand ich als Nazi kein Verständnis für die höchste Aufgabe meines jungen Lebens: „Kampf um Deutschland." Mut und Hoffnung fand ich nur im Kreise der wenigen, die zum Führer standen. Man lebte, fast körperlich, von diesem Geiste, der einen Kameraden zum anderen zog. Das war, ist und wird immer derselbe Geist sein, SA.-Geist, Kameradschaftlichkeit, nationaler Sozialismus. Wer kann die Tiefe dieser drei Worte ausschöpfen, ergründen? Nicht hunderttausend Bücher, die geschrieben sind und noch geschrieben werden, sind Mittler des SA.-Geistes.

Wir tragen ihn in uns, diesen SA.-Geist, wir lassen andere darin groß werden, damit sie in unsere Reihen hereinwachsen und selbst Träger werden dieses Geistes.

Eines Tages besuchte mich ein Kamerad, den ich auf einer Propagandafahrt in Dorsten kennengelernt hatte. Der SA. gehörte er organisatorisch noch nicht an. Nach stundenlanger Aussprache lädt er mich zu einem Glas Bier in die nahegelegene

Mit blitzartiger Geschwindigkeit arbeiteten die Kleber

Zechenwirtschaft. Auf den Schächten hatte es Lohn gegeben und der Wirt konnte sich über schwachen Besuch nicht beklagen. Wir nehmen in einer abgelegenen Nische Platz und wollen unser Gespräch fortsetzen, als die Ereignisse am Schanktisch unser Augenmerk auf sich ziehen. In einer Horde bekannter Typen, gewalttätige und kriminell belastete Elemente der Kommune, entsteht Streit. Ein schwarzhaariger Bursche, übrigens ein guter „Freund" von mir, stänkert nach Strich und Faden. Seine Gesinnungsgenossen, des Stänkerns endlich müde, nehmen ihn, und mit vereinten Kräften fliegt der Bursche recht unsanft vor die Tür. Einen Augenblick später ist Ignaz wieder zwischen seinen Leuten und ebenso schnell wieder draußen. Unsere stille Heiterkeit kennt keine Grenzen. Der Wirt kommt und erklärt flüsternd: „Ich habe das Überfallkommando alarmiert. Gehen Sie, bitte, ins Nebenzimmer." Wir fühlen uns keiner Schuld bewußt und bleiben sitzen. Auf einmal geht die Tür auf, der zweimal Hinausgeworfene kommt stieren Blickes, Blutgerinnsel im Gesicht, in unsere Nische und stänkert mit meinem Kameraden. Der, groß und kräftig, verbittet sich jede Belästigung und nimmt Ignaz, als er ausfällig wird, wie ein Baby mit beiden Händen vor sich, reißt ihn hoch, und trotz allen Sträubens „geht" Ignaz freischwebend durch die Tür den ihm bekannten Weg. Jetzt kommt das Groteske. Obwohl wir dasselbe taten wie die Herren von der Kommune, den lästigen Störenfried an die frische Luft setzten, sehen wir uns jetzt einer geschlossenen Front gegenüber. Man sieht und erkennt mich. Eine Stimme voll so grenzenlosen Erstaunens, daß man fast glaubt, dem Sprecher ist ein Unglück an seinen Kiefern zugestoßen, ertönt: „Wie kommen denn die Nazis nach Klein-Moskau? Sollen wir uns das in unserer Sowjetkolonie gefallen lassen?"

Die Meute schiebt sich an unseren Tisch. Auge in Auge stehen wir uns gegenüber. Bereit zur Verteidigung. Bereit aber auch, jede Schwäche des Gegners auszunützen. Einer schiebt sich verdächtig an einen Stuhl. „Achtung!" Aus dem Hintergrund fliegt ein Bierkrug an unseren Köpfen vorbei ins Fenster. Mit dem Klirren des zertrümmerten Glases stoßen wir den Tisch gegen die Leiber unserer Widersacher. Einige stürzen und fluchen. Ein

Stuhl wirbelt durch die Luft. Der Tisch bietet uns volle Deckung. Dann wird er uns entrissen und die ersten Teile unserer Bekleidung hängen in den Krallen der Kommune. Man schlägt auf uns ein. Ganz in die Ecke gedrängt, wehren wir die Hiebe so gut es geht ab. Da knallt eine Stimme in das Gewühl: „Ich fordere sämtliche Gäste auf, sofort das Lokal zu verlassen." In der Tür steht, die Pistole in der Hand, der Polizeileutnant, Führer des Überfallkommandos. Die Mannschaft stürzt an ihm vorbei ins Lokal und trennt die Peiniger von uns. Dabei wurde Heftpflaster in potenzierter Form gebraucht. Vor dem Lokal sammeln sich Gestalten aller Art. Die bekannte Platte ertönt: „Mörder, Bluthunde, Heil Moskau" usw. Alle Beamten sind eingesetzt und räumen die einzelnen Straßenzüge. Auf dem Überfallwagen selbst sitzt still ein Beamter. Menschenmengen stehen in den Vorgärten der Häuser. Einer von den Halbstarken der Kommune, ziemlich angetrunken, überquert die Straßenkreuzung in Richtung auf den Polizeiwagen. Dort angekommen stützt er sich mit unnachahmlicher Gebärde auf den Wagen. Aus seiner Stellung strahlt der Heldenmut mit dem Satze:

„Ich Angst. Hä! Wollen doch mal sehen."

Der Beamte auf dem Wagen, über ihm sitzend, sagt ruhigen Tones: „Verlassen Sie den Wagen." Mit verächtlich heruntergezogenen Mundwinkeln kommt ihm die Antwort: „Ich kann doch wohl stehen wie und wo ich will. Nich?" Ein leichter Schlag mit dem Gummiknüppel bestätigt das Gesetz von der Schwerkraft. Unter dem Riesengelächter der Menschenmenge sinkt der Held, wachsgelb, zusammen. Selbst dem Schupo gleiten Wolken eines unterdrückten Lächelns über das dienstliche Gesicht. Da springt der Ritter von der traurigen Gestalt plötzlich auf, und würdig eines Houben in seiner Glanzzeit enteilt er flüchtigen Fußes dem Schauplatz seiner Heldentat. Nein, nein, es wurde nicht gelacht, aber gebrüllt, daß es sich weithin bemerkbar machte.

Der Polizeiwagen startet zur Rückfahrt. Vier Elemente von der Kommune fahren mit, um der Nemesis überantwortet zu werden. Wir bringen unseren äußeren Menschen in Ordnung und gehen zum Bahnhof. Ich verspreche meinem Kameraden einen baldigen Gegenbesuch, aber ohne Keilerei, er fährt ab und ich

gehe wieder in die Höhle des Löwen, in die Kolonie, nach Hause. Bald merke ich: „Dicke Luft." An allen Ecken stehen Schmierenstehen der Kommune. Ich kümmere mich um nichts und bleibe immer möglichst in der Fahrbahnmitte. Da geht das Trommelfeuer los. Mindestens dreißig halbwüchsige Burschen sind vor, hinter und neben mir. Ein Steinhagel prasselt auf mich hernieder.

Ausbrechen nach links oder rechts verheißt keinen Erfolg. Leicht am Auge verletzt, falle ich in die Hände der vertierten Gesellschaft. Schläge und Fußtritte auf alle möglichen Körperteile ertrage ich. Dann schleppt man mich auf einen Hof und in den Stall. Zwei Kommunisten bleiben bei mir.

Ein paar heftige Schläge in mein Gesicht werden mit dem Befehl begleitet: „Du Rotzlöffel! Wir hauen dir alle Knochen kaputt, wenn du jetzt nicht Rot Front sagst!" Ich gebe keine Antwort. Schläge fallen hageldicht. „Du kommst hier nicht eher 'raus, bis du Rot Front gesagt hast." Schweigen. Neue Schläge. So geht es eine Viertelstunde. Dann verlassen sie mich. Durch die Türe höre ich, wie draußen beratschlagt wird. Auf einmal tiefstes Schweigen. Meine Gedanken sind darauf gerichtet, herauszukommen aus dem Loch und ... Ich höre draußen Stimmen Unbeteiligter. Mein Entschluß ist gefaßt. Unter Hilferufen werfe ich mich gegen die Tür. Sie gibt nach. Plötzlich liege ich zwischen meinen Peinigern.

Sie spritzen nach allen Richtungen auseinander, um im Dunkeln zu verschwinden. Ich eile nach Hause. Noch voller Aufregung das Fürchterliche erzählend, bekomme ich die Antwort: „Bleib von den Nazis weg, dann passiert dir so etwas nicht." Ich blieb nicht weg. Ich blieb bei meinen Kameraden, bei den Sturmsoldaten Hitlers. Klein-Moskau gab am 12. November nur noch 80 Nein-Stimmen ab. Aber immer weiter geht der Kampf um Deutschland. Haben wir in den letzten Jahren für den Aufbau alles eingesetzt, dann soll auch jetzt der Kampf nicht abgeschlossen sein. Alles, bis zum letzten Mann, soll tätig sein für den Ausbau des von uns erstrittenen Reiches. Denkt daran, neue Kameraden, nicht müde werden! Es gibt ein hohes Ziel: Das ewige Dritte Reich aller schaffenden Deutschen!

Kernig, wie die Bevölkerung, ist auch die SA. des oberbergischen Landes, die zur ältesten in rheinischen Landen zählt und die stets mit dabei war, wenn es galt, der oft bedrängten Nachbargroßstadt Köln oder Bonn im Kampf gegen die schwarzrote Gesellschaft hilfreich und kameradschaftlich zur Seite zu stehen.

Nur einige Ortschaften gab's, in denen die Systemparteien, wie Zentrum und SPD., sich noch hartnäckig verteidigten und dank einer verlogenen Presse es fertigbrachten, die Bevölkerung in ihrem Sinne zu beeinflussen. So Engelskirchen an der Agger. Mit einer Demagogik sondergleichen arbeiteten dort die Zentrumshäuptlinge, um die verhaßten Nazis wenigstens aus diesem Ort mit dem schönklingenden Namen zu bannen. Es war der 23. Januar 1932. Großkundgebung in Engelskirchen, die erste ihrer Art in der zentrümlichen Hochburg. Wir wußten allesamt, daß es „etwas geben" würde. Doch dies Wissen wirkte nur anspornend, begeisternd.

Es war gegen 6 Uhr abends. Wir fuhren im Kraftwagen mit Dr. Ley. Ankunft gegen 7.15 Uhr in Engelskirchen. Dort war „dicke Luft". Wir merkten es sogleich, merkten es an den Gruppen umherstehender, erregt gestikulierender Menschen, sahen's im Fluge an den Gesichtern der eilends einem bestimmten Ziele zustrebenden Männer, eine ganze Stunde vor Beginn der Versammlung! Bei unserer Ankunft war der Saal Kenntemich bereits überfüllt. Der Zentrumshäuptling hatte wahrhaftig gut vorgesorgt. Der Wirt war nur ein Werkzeug in seiner Hand. Etwa 200 Mann Zentrumsjugend, dazu Reichsbanner aus dem gesamten Aggertal und die typischen Gesichter der „Antifa" aus den Kölner Vororten Kalk und Ehrenfeld, damals berüchtigten roten Hochburgen, hatte man zusammengetrommelt und somit den Saal eine geschlagene Stunde vor Beginn der Versammlung zur Hälfte mit dieser Sorte „Publikum" besetzt. Diese Situation überschauen und alle Eventualitäten überschätzen war eins. Jeder für sich und unausgesprochen kam zu der Feststellung: „Heute gibt's etwas!" Unnützes Tun, der Umgang mit Zahlen! Da standen, wenn's soweit kam, viere gegen einen!

Den Zugang zum Saal mußten wir uns durch Knäuel gestikulierender Menschen und durch Haufen fanatisierter Zentrümler, haßerfüllter Marxisten, erzwingen. Dann ging's los. Einer unserer Parteigenossen eröffnet die Geschichte. Mahnt energisch zur Ruhe und Disziplin, die dennoch nicht werden will. Die Hunderte vor dem Saal drängen und schieben und wollen in die Bude. Ratlose Landjäger, aus dem ganzen Aggerbezirk zusammengezogen, versuchen vergeblich Ordnung zu stiften. Es wird nicht still. Dann beginnt Dr. Ley. Sobald er zu sprechen anhebt, meldet sich der gegnerische Wortführer zur Geschäftsordnung, frech und anmaßend. Dr. Ley erklärt ihm ebenso kurz wie bestimmt, daß er die Geschäftsordnung bestimme, niemand anders. Eine abermals notwendig werdende Zurechtweisung unseres Doktors, daß er nichts zu sagen habe, sondern nachher reden könne, beantwortet der Frechling des Zentrums damit, gestützt auf seine schwarzrote Hilfstruppe, daß er sich mitten in den Saal stellt und protestiert — protestiert, daß die Nazis es wagen, im schwarzen Engelskirchen sich dem Willen des Zentrums nicht unterzuordnen. SA.- und SS.-Kameraden ergreifen den Ruhestörer, um ihn aus dem Saal zu expedieren.

Das war das Zeichen zum Angriff. Die Genossen von der Antifa greifen zu und im Nu sieht sich die Minderzahl der SA. in einer Brandung von erhobenen Stühlen, Biergläsern und dergleichen. Eine bedrohliche Situation. Ergeben? Zurückweichen? Kann und darf nicht sein! Also den Kampf aufnehmen! Diesem Gesindel muß gezeigt werden, daß die SA. nicht mit sich spaßen läßt. Und sie sollten's erfahren! Zwar ein höchst ungleicher Kampf, doch daran dachte man im Augenblick nicht, hatte keine Zeit zu derlei Erwägungen. Hier galt's zu handeln, zu beweisen, daß SA., Nationalsozialisten, sich nicht ungestraft provozieren lassen. Stühle krachten, Bänke stürzten um. Schon sind diese für gewöhnlich anderen Zwecken dienenden Gegenstände seziert, zerlegt, in der nervigen Rechten unserer wackeren SA., und nun kann's losgehen. Doch da! Wie auf ein Kommando fliegen die Fenster an der Längsseite des Saales auf. Und — statt sich zu wehren — schwingen sich die Rädelsführer und Mutigsten der Gegner hindurch, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Trotz der zahlenmäßig für sie günstigen Situation! Biergläser schwirren durch den Saal. Wen's

trifft, der spürt's. Zwei Minuten, die zu beschreiben kaum möglich sein werden! Während die Haupthetzer und Wortführer nirgends mehr zu finden sind, tobt ein kurzer, wilder Kampf. Die schwere Biertheke wird einfach zur Seite an die Saalwand geschoben. Wir merken nicht ihr kolossales Gewicht, der Rhythmus des Kampfes beschwingt uns alle. Doch dann entdecken wir den Haupthetzer der Gegner, einen finsteren Schreiberling des Systems, im Unterteil der Biertheke, da ihm die rechtzeitige Flucht nicht mehr gelungen ist. Eine derbe Abreibung wird ihm zuteil. Dann kneift er, sucht sich durch Flucht weiteren Eventualitäten zu entziehen. Der Saal gleicht einem Trümmerhaufen: Stühle, Bänke, Tische, Tischtücher, Biergläser und das andere Mobiliar, alles wild durcheinander, ein wüster Kampfplatz. Unsere Kameraden wissen selbst nicht, wie's möglich war, wie's kam, müssen sich erst besinnen, und als sie's endlich begreifen, sind sie in der Tat allein auf weiter Flur, kein Gegner ist mehr zu finden!

Kaum fünf Minuten nach Beginn des ungleichen Kampfes behauptet SA. und SS. das Kampffeld uneingeschränkt. Unsere braunen Jungens strahlen! Dr. Ley ebenfalls! Wohl hat's auch einige von ihnen getroffen, sonst aber kamen die Gegner durch die schneidige Attacke unserer SA. erst gar nicht zur Gegenwehr.

Draußen johlten und pfiffen die Geschlagenen. Dort tobte jetzt die Hölle. Im Schutze der Dunkelheit versuchte man die Scharte auszuwetzen, doch an der musterhaften Ordnung und Disziplin der Sieger scheiterte jegliche Provokation, jeglicher weitere Angriff. Die SA. formierte sich zum geschlossenen Abzug. Antifa und Zentrum heulten vor Wut. Doch unsere Leute standen. Marschierten geschlossen in Viererreihen ab. Sturmriemen umschlossen die harten Schädel, die Augen blitzten kühn.

Das schneidige Vorgehen unserer SA. wurde von der Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen. Solange sich SA.-Kameraden der Kampfzeit erinnern, solange wird von dem SA.-Sieg von Engelskirchen gesprochen werden, durch den auch in der finstersten Hochburg des Zentrums der Bann gebrochen wurde. Gift und Geifer spritzte zwar die Systempresse des gesamten Rheinlandes, schrie von nationalsozialistischem Terror und versuchte noch lange danach die Polizei gegen uns zu hetzen und das Engelskirchener

Erlebnis als Vorwand eines einschneidenden Eingriffs gegen den oberbergischen Nationalsozialismus zu nehmen.

Als der Kampf auf dem Höhepunkt stand, fuhr das verzweifelte Reichsbanner schweres Geschütz auf. Einige Zeit nach dem Engelskirchener Treffen sprach in Waldbröl, dem Mittelpunkt des südlichen Oberbergischen, der pazifistische General von Schoenaich unrühmlichen Gedenkens. An sich schon eine maßlose Provokation, diesen Pazifisten hier auftreten zu lassen, an einem Ort, in dem der größte Teil der Bevölkerung nationalsozialistisch gesinnt war. Diesem „General" wurde das Wiederkommen nach Waldbröl gründlich verleidet. Er war noch nicht lange in seinem demagogischen Redefluß, als plötzlich das elektrische Licht in dem ganzen Bezirk erlosch. Feldsteine flogen durch das Dunkel des Abends. Das war den „Friedensfreunden" im Saal das Zeichen, daß der Unmut der draußen Protestierenden den Höhepunkt erreicht hatte. Es wäre unvermeidlich zu einem ernsten Zusammenstoß gekommen, bei dem ohne Zweifel die Pazifisten den Kürzeren gezogen hätten, wenn Schoenaich nicht selbst eingesehen hätte, daß es für ihn hier nichts zu ernten gab. Nachher hatte der „General" seine liebe Mühe, den Fäusten der empörten SA. zu entkommen. In dem Hotel, wo er abgestiegen, war seines Bleibens nicht. Fluchtartig verließ er Waldbröl. Und die Presse zeterte und schimpfte, die schwarze und rote und bürgerliche Journaille von gestern.

Trauer, tiefe Trauer, senkte sich über das oberbergische Land, als an einem strahlenden Sommermorgen 1932 die Kunde wie ein Blitz aus heiterem Himmel einschlug, daß marxistischer Tücke einer unserer liebsten und treuesten Kameraden zum Opfer gefallen sei: Robert Bitzer aus Oberwiehl wurde mit einigen Kameraden, als sie spät abends von einem Appell heimkehrten, von roten Mordgesellen angefallen, die Ahnungslosen von einer Übermacht überwältigt. Unseren Kameraden Robert Bitzer traf es. Der Mordstahl drang in seinen jungen Leib, sein warmes Herzblut färbte die Heimaterde.

Nie vorher und nachher hat das Lied unseres unsterblichen Horst Wessel fanatischer, leidenschaftlicher in unseren Ohren geklungen als an jenem Tage, als wir unseren Kameraden in Wiehl unter Teilnahme der ganzen Standarte 65 zur letzten Ruhe bestatteten.

Nie haben die Worte unseres Dr. Ley größeren Widerhall in unseren Herzen gefunden als damals, als er auf dem kleinen Bergfriedhof in Wiehl zu uns und dem schwergeprüften alten Vater, zu den schmerzerfüllten Angehörigen, zu der jungen Gattin unseres gefallenen Kameraden sprach. Weithin vernehmlich gaben die jenseitigen Berge das Echo jener ernsten Handlung wieder. Und wir, wir standen mit finsterem Gesicht, mit tiefer Trauer im Herzen dabei, in langer Reihe die braunen Kolonnen, und schwuren es aufs neue: Und dennoch! Ja, und dennoch! Und heute ist dieses „Dennoch" hereingebrochen. „Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier'n im Geist in unsern Reihen mit." Robert Bitzer, der sein blühendes Leben hingab, lebt in den Herzen aller von der SA.! Sein Tod, sein Begräbnis wurde zu einem der machtvollsten Bekenntnisse für den Nationalsozialismus! Wir banden die Sturmriemen fester, sahen nicht rechts noch links, bissen die Zähne zusammen und warteten auf „den Tag"!

So stritt, so marschierte oberbergische SA. der Standarte 65, so fochten Männer, die in rheinischen Landen mit am ehesten den Ruf des Führers vernommen und befolgt, und so wie unser SA.-Kamerad Bitzer der Blutzeuge unserer Berge wurde, so war unser Landsmann Dr. Ley der Trommler seiner Heimat landauf, landab, so sind viele, viele Namenlose im schlichten Braunhemd der SA., Männer aus dem Bauern- und Arbeiterstand, das Fundament geworden, auf dem die Bewegung bei uns im rheinisch-bergischen Lande aufgebaut werden konnte! Trotz aller Schwierigkeiten aber gedenken wir stets jener Zeit, in der es um Sieg oder Untergang ging, mit besonderer Freude und mit besonderem Stolz.

## August Brackmann

Noch lagen an Horst Wessels Grab die Blumengrüße, bei der fünften Wiederkehr seines Todestages von Kameradenhänden gebunden, da jährte sich der andere Trauertag für die mecklenburgische SA.: August Brackmanns Todestag. Und viele weilten in Gedanken am kleinen Grabhügel auf dem Tessiner Friedhof, dort, wo sie den erstochenen Kameraden am 3. März des letzten Jahres vor der Machtergreifung eingebettet haben, wo 1932 auch

ein Berg von Blumen und Kränzen wuchs, damals von den „illegalen" Kameraden zusammengetragen. Hier draußen schläft SA.-Mann August Brackmann vom Sturm 41/90.

Wie all die anderen tat er treu und still seinen Dienst bei der kleinen Schar der 41er, die schon damals im Standartenbereich bekanntgeworden waren. Seit Jahren marschierte er mit ihnen in Reih und Glied, sang ihre Lieder wie sie, ganz einer von ihnen. Der Bauernsohn. Und wie war es dann gekommen? Die Verbotszeit sah die Tessiner SA. wie zu anderen Tagen im Sturmlokal versammelt.

So war es auch am 27. Februar 1932, einem Sonntag, und als sich am Abend wieder alle eingefunden hatten, dröhnten Kampflieder durch den rauchgeschwängerten Raum, und alles war Fröhlichkeit. In der Reihe am Tisch zwischen den anderen August Brackmann; seit seiner Rückkehr aus Sternberg, wo ihn die Eltern hatten Techniker werden lassen, teilte er das Los der vielen anderen, für die das System keinen Arbeitsplatz mehr hatte. Während so im alten Sturmlokal an der Kirchenstraße der Geist der Kameradschaft der Stimmung die jedem SA.-Mann bekannte Form gegeben hatte, war drüben im Lokal am Markt, wo Sonntags getanzt wurde, die Kommune wieder frech geworden, sie hatte sich wieder breitgemacht. Auch Kameraden verkehrten dort. Immer war es gut abgegangen, aber an diesem Abend hatten die Roten Bundesgenossen bekommen und fühlten sich stark genug. Ins Sturmlokal traten gegen Mitternacht zwei Parteigenossen, der eine mit einer blutenden Verletzung am Kopf: Man hatte sie aus dem Tanzlokal hinausgedrängt und ihre Überkleidung war in den Händen der Marxisten geblieben. Wer geht mit, sie herauszuholen?

Alle selbstverständlich! Keiner, der auch nur einen Augenblick daran gedacht hätte, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Es galt einen kameradschaftlichen Dienst, und da war jeder dabei. Alles heraus! Sieben Männer liefen über den Markt, unter ihnen August Brackmann. Indes die anderen auf der Straße warteten, wollten die beiden Parteigenossen ihre Kleidungsstücke wieder holen. Der Ortsgruppenleiter ging mit hinein, um durch persönliche Verhandlungen die Freigabe zu erreichen. Und die anderen

warteten. Warteten, bis sie sahen, wie der rote Haufen hinter den Kameraden die Tür verriegelte.

Das war das Signal.

Was hatte man mit ihnen vor, sollten sie Opfer kommunistischer Blutgier werden? Da galt kein Zagen. Ein Krachen und Splittern, und der Zugang zum Saal war frei. Die paar Männer vom Sturm 41/90 traten in die Hunderte erbittertster Gegner, die Kameraden herauszuholen.

Furchtbares löste den ersten Augenblick lautlosen Schreckens über soviel Tollkühnheit der Nazis ab. Während die Lampen mit einem Schlag verlöschten, schien die Hölle loszubrechen. Eine wütende Horde stürzte sich auf unsere Kameraden. Dolche und Seitengewehre traten in Tätigkeit. So wirkte die Kommune. Die ersten Kameraden hatten auf der Rückseite das Lokal verlassen; dafür ließ die Mordkommune ihre ganze Wut an den vier übrigen Männern aus. Wenige Sekunden hatte es nur gedauert, und das Mordwerk war vollbracht. Ganz vorne lag August Brackmann und rührte sich nicht mehr. SA.-Mann Hannemann schwer zusammengestochen. Die beiden übrigen, mit schweren Kopfverletzungen, retteten sich ins Freie.

Noch während die Mordbuben in der Mühlenstraße an der Pumpe das Blut unserer Kameraden sich von den Fingern wuschen, wurden Brackmann und Hannemann ins Sturmlokal geschafft. Der Sturmarzt legte Notverbände an. Notverbände! Was sollten sie noch helfen, wenn das Seitengewehr tief in den Leib gedrungen war! Die Verletzungen waren entsetzlich und lassen keinen Zweifel zu an der Feststellung, daß die Stiche mit Überlegung und in Mordabsicht geführt worden sind. Vom Sturmlokal aus wurden die Schwerverwundeten noch in der Nacht nach Rostock befördert.

Und dann der 28. Februar, ein Montag banger Sorge. Zwei Elternpaare und ein ganzer SA.-Sturm schwebten in Bangen, und am Abend kehrte Trauer ein in das Sturmlokal, als es zur Gewißheit wurde: August Brackmann tot.

Die Köpfe der versammelten SA.-Männer senkten sich und die Augen suchten den Erdboden. Einer der besten hatte sich zur

Stelle gemeldet beim Sturmführer Horst Wessel. Und in Rostock rang noch einer mit seinem Leben.

Tage vergingen. Der 3. März war Begräbnistag. Wiederum war das Sturmlokal der Platz des letzten Abschieds von einem treuen Kameraden. Hier wurde August Brackmann aufgebahrt. Kleinliche Schikanen einer rotgeleiteten Polizei konnten die Größe der gewaltigen Kundgebung lebendigen SA.-Geistes nicht herabdrücken. Die Männer der Totenwache am Sarg nahmen die Spiegel vom Dienstanzug, vertauschten den braunen Binder gegen den schwarzen, auf Verlangen der Polizei. Denn die SA. war nun einmal verboten, und das mußte äußerlich doch zumindest erkennbar sein.

Der Gauleiter kam nach Tessin und mit ihm der damalige Führer der mecklenburgischen SA. mit zweitausend Männern, Abordnungen der SA.-Einheiten aus allen Teilen Mecklenburgs. Andere Stürme hatten ihre Fahnen entsandt, die dem Kameraden auf seiner letzten Fahrt voranwehen sollten. Sechs SA.-Männer nahmen den Sarg August Brackmanns auf die Schultern, und all die in Tessin zusammengekommenen Männer sandten ihm den letzten Gruß ins offene Grab. Ein leiser Frühwind strich durch die kahlen Friedhofsträucher, erfaßte die Worte des Gauleiters und trug sie hinaus ins Land, an die Stätten, wo andere SA.-Männer des gemordeten Kameraden auf seinem letzten Gang gedachten.

## Berlin bleibt rot!

Sturmbefehl: Am Donnerstag, den 7. März 1932, abends 8 Uhr, Sturmabend auf dem Balkan im Lokal „Treffpunkt". Der Sturm 132 der Standarte 4 Berlin ist zum Sturmabend angetreten. Der Sturmführer besichtigt seine Männer, alle stramme Kerle, die wissen, weshalb sie in der SA. sind und wofür sie kämpfen. Wegen des bestehenden Uniformverbotes müssen sie in Zivilkleidern ihren Dienst tun. Der Sturmführer schreitet die graue Front ab und sieht mit innerer Freude in das Auge eines jeden SA.-Mannes. Er freut sich, daß es ihm gelungen ist, in diesem roten Bezirk, der Balkan genannt wird, mit seiner SA. Fuß zu fassen und wieder ein Stück Berlin für die nationalsozialistische

Bewegung zu erobern. Aber der Kampf in diesem Bezirk beginnt erst und es ist notwendig, daß die SA. sich auch hier die Straße erkämpft.

Um seine SA. immer kampfbereit zu halten, spricht der Sturmführer: „Meine SA.-Männer, noch sind keine zwei Monate vergangen, daß wir uns dieses Lokal, in dem die Kommune bisher verkehrte, erobert haben. Zwar sind wir jetzt Herren in diesen Räumen, aber noch nicht in diesem Bezirk, in dessen Zentrum wir liegen. Die Kommune heult vor Wut, daß die ‚braune Pest' sich hier festgesetzt hat, tagtäglich ruft sie in Hetzschriften und Sprechchören die Bevölkerung zum Widerstand auf mit der Parole: ‚Schlagt die Faschisten aus dem Balkan!' Wir werden ihnen heute einen warmen Empfang bereiten! SA.-Männer, ihr wißt, was die Kommune unter einem ‚warmem Empfang' versteht. Aber ich weiß auch, daß keiner unter uns ist, der sich vor ihren Messern und Kugeln fürchtet. Oft genug haben wir es schon beweisen können, daß wir all diesem Terror trotzen, unser Mut und unsere Entschlossenheit sind stärker als ihre Hetze. Als Beweis dafür zeigt es sich, daß wir immer neuen Zuwachs, besonders aus dieser Gegend, erhalten. Im Vertrauen auf euren unerschütterlichen Willen, diese Gegend für uns ganz zu erobern, setze ich mich gern an die Spitze des Sturmes, um jedem in diesem schweren und blutigen Kampf Führer und Kamerad zu sein. — Heute abend ist nun wie immer damit zu rechnen, daß rote Horden einen Überfall auf unser Sturmlokal oder auf einzelne SA.-Männer planen. Aus diesem Grunde bleiben wir hier zusammen, um einen etwaigen Angriff gemeinsam abwehren zu können oder die Straßen von diesem Gesindel zu säubern."

Als wir nach dem Sturmabend noch im Lokal zusammensitzen, kommen wir dazu, über Straßenschlachten zu sprechen. Jeder will etwas erzählen und die anderen übertrumpfen.

Einer aber schweigt, ein blühend frischer SA.-Mann, wohl Anfang der Dreißiger, seine Augen glänzen bei den Gesprächen, aber er sagt nichts, denn er ist erst seit einigen Monaten in der SA. und will sich nicht vor den älteren SA.-Männern aufspielen. Aber da klatscht ihm ein Satz ins Gesicht:

„Warum sagt denn der Fritz Hellmann nichts, der war doch bei den Freikorps?"

Und nun beginnt er und erzählt von all den Kämpfen im Freikorps Lützow, zuerst in Berlin, dann Braunschweig, München und im Ruhrgebiet. Genau vor zwölf Jahren hatte er als 20jähriger in Berlin am Schloß, Marstall und in Neukölln gekämpft. Er erzählt von der Taktik im Straßenkampf, von Haussuchungen, Barrikadenbau, Ausfindigmachen von Schützennestern. Da gab es keine Ruhe, immer ging es wie eine wilde Jagd hinter diesen feigen Mordgesellen her, sogar über Dachböden und Dächer hinweg. Von überall her fegten Geschoßgarben aus sicheren Verstecken auf sie, die Lützower. All die Situationen, in denen er sich befand, schildert er, nicht, um sich wichtig zu tun, sondern um seinen Kameraden die Erfahrung mitzuteilen, die jeder im Straßenkampf haben muß. Er spricht von Hinterhälten, in die sie gelockt wurden. Es kam vor, daß jemand aus dem Fenster jämmerlich um Hilfe schrie; es war furchtbar mitanzuhören, es krampfte sich das Herz zusammen; sie mußten hinauf, rammten die Tür dieser Wohnung auf. Da fielen aus der Wohnung Schüsse, im gleichen Augenblick wurde vom oberen und unteren Stockwerk geschossen. Sie waren in eine Falle geraten.

Bei solchen Überfällen floß viel teures Blut. — Als die Freikorps der Reichswehr eingegliedert werden, wird er Reichswehrsoldat. Noch nach zwölfjähriger Dienstzeit hat er diese mordenden roten Horden nicht vergessen und wird durch eine innere Stimme gezwungen, diesen Kampf wieder aufzunehmen. Sofort nach seinem Abschied aus dem Heere geht er zur SA. als Kämpfer für ein neues, größeres und besseres Deutschland.

Nun steht er seit einigen Monaten in der SA., bereit, ohne Waffen gegen das rote Untermenschentum anzukämpfen. Aus seinen Erzählungen geht die Gewißheit hervor, daß er sich mit ganzem Herzen für die nationalsozialistische Bewegung und ihren Führer Adolf Hitler einsetzt.

Mit glühendem Gesicht spricht Friedrich Hellmann zu seinen Kameraden. Da durchschneidet die Stimme des Sturmführers den Raum. Die Gespräche verstummen und der Sturmführer verkündet, daß die Männer nach Hause gehen können. Die Kommune hat sich nicht blicken lassen. SA.-Streifen haben in den Straßen nichts von ihr sehen können.

Die SA.-Männer rücken bald danach truppweise ab und gehen

in ihre Wohnbezirke. Der Trupp Elbing ist auf dem Wege zu seinem Trupplokal. Der Weg dorthin führt durch dunkle Straßen, unter einer Eisenbahnbrücke an der Gasanstalt entlang zur Elbinger Straße. Dort will sich Hellmann verabschieden, um noch das Sturmlokal des benachbarten Sturmes 2 in der Pasteurstraße aufzusuchen. Kameraden reden ihm zu, mit ins Trupplokal zu kommen, da ja auch seine Wohnung in dessen Nähe liegt. Aber er läßt sich nicht überreden, er habe im Sturm 2 noch wichtige Dinge zu erledigen.

Hellmann mußte diesen Weg gehen. Ein SA.-Mann begleitet ihn. Im Sturmlokal der 2er befinden sich noch ein Dutzend SA.-Männer. Sie freuen sich, daß Hellmann zu ihnen kommt; überall haben sie diesen treuen und ehrlichen Kerl gern. Plötzlich schrillt das Telephon. Der Sturmbannführer gibt bekannt:

„Die Kommune klebt, die SA. muß sofort auf die Straße."

Zu zweien oder dreien gehen die SA.-Männer hinaus, Hellmann mit. Die Straßen werden durchsucht, es scheint aber alles ruhig zu sein. Hier und da klebt jedoch ein frisches Plakat der KPD. an der Hauswand. SA.-Männer reißen es ab, gehen weiter, aber es ist nichts zu sehen von den Zettelklebern. Da — die Christburger Straße, die Verlängerung der Pasteurstraße — ist ja völlig dunkel. Keine Straßenlampe brennt. Einige SA.-Männer gehen hinein. Es herrscht eine unheimliche Stille und unbehagliche Finsternis. Hier und dort stehen einige dunkle Gestalten in den Haustüren. Schiebermütze tief im Gesicht, Halstuch mit großem Knoten, Hände in den Hosentaschen. Die SA.-Männer wissen jetzt, was hier vorgehen soll. So arbeitete die Kommune, wenn sie einen von uns umlegen wollte. Sie wissen auch, daß diese roten Halunken ihre Hände nicht zum Spaß in den Taschen haben, sondern irgendein Mordinstrument griffbereit umfassen. Es riecht sauer! Aber keiner fürchtet sich vor diesen Mordbanditen, obgleich sie wissen, in welcher Lage sie sich befinden. Abscheu und Verachtung steigen in jedem auf, der die Methoden der Kommune kennt, der weiß, mit welcher Hinterlist und Mordgier die Bestien in Menschengestalt arbeiten. Sie wissen, wenn sie jetzt zurück wollen, werden die Banditen über sie herfallen, darum gehen sie weiter. Schon wird ihnen der Weg versperrt, und sie werden von mehreren angepöbelt:

„Naziſchwein, nimm det Abzeichen ab!"

Aber ohne Antwort zu geben, teilen die SA.-Männer Boxhiebe aus oder ſchlagen mit dem Schulterriemen zu, den ſie als einzige Waffe bisher um den Leib geſchnallt hatten.

Die Kommune flüchtet in die Häuſer, ihre ſicherſten Schlupfwinkel. Und wehe dem, der eine Verfolgung in die Häuſer aufnimmt; er kehrt nicht mehr zurück. Die SA.-Männer müſſen ſchleunigſt umkehren. Am Ende der Straße ſehen ſie die Lampen der Greifswalder und Paſteurſtraße brennen. Da müſſen ſie hin, um das Sturmlokal zu erreichen. Aber erſt müſſen ſie an zwei Lokalen vorbei, die voll von Kommune ſind. Aus den Hausfluren und Bierlokalen drängen die roten Horden und greifen von allen Seiten an. Jetzt heißt es, ſich durchſchlagen. Die SA.-Männer erwehren ſich ihrer Haut. Jeder von ihnen blutet, aber auch jeder von ihnen ſchwingt ſeinen Schulterriemen und ſchlägt zu, ganz gleich wohin er trifft. Sie kommen durch und erreichen die hellerleuchtete Straße; SA.-Männer kommen ihnen entgegengelaufen, die ihnen helfen wollten. Da bellen Schüſſe durch die Nacht!

Die Kommune ſchießt!

Die SA.-Männer ſuchen Deckung, werfen ſich hin. Die Schüſſe fallen aus dem Dunkel, ſie kommen aus den oberen Stockwerken, von den Dächern und von der Straße. Die SA. bekommt von allen Seiten Feuer. Die Geſchoſſe ſchlagen auf das Pflaſter, ſie zwitſchern in hellen, ſummenden Tönen, die Männer müſſen aufſpringen, ſie ſind ohnmächtig gegen ſolche brutale Gewalt. Das Pflaſter ſprüht Funken. Furchtbar iſt die Muſik des Mordes. Drüben, da wankt einer, läuft — ruft — der Ruf geht unter in dem Getöſe der Schießerei. Er läuft weiter die Paſteurſtraße hinauf, in Richtung zum Sturmlokal, er torkelt hin und her, jetzt bricht er zuſammen. Man hört ſeinen Ruf:

„Helft mir, ich bin getroffen."

Wieder zwitſchern die Geſchoſſe, er liegt mitten auf dem Fahrdamm, überall ſprühen Funken. Die ſchweren Geſchoſſe peitſchen auf das Pflaſter. Aber der SA.-Kamerad hat gerufen und in jedem ſchreit die innere Stimme, dorthin zu rennen: Du mußt ihn retten und wenn es dein Leben koſtet! Schon ſpringen drei oder vier Männer über die Straße, hüpfen breitbeinig in die Höhe, wenn die

Geschosse zwitschern und das Pflaster Feuer spuckt. Jetzt sind sie bei ihm, packen ihn und reißen ihn in die Höhe, und mit sonst unbekannter Kraft geht es zurück zum Sturmlokal. Der getroffene SA.-Mann ist geborgen, es ist Friedrich Hellmann. Sie legen ihn auf einen Tisch und reißen ihm die Sachen auf. Schwerer Durchschuß durch den Bauch. Der Schwergetroffene ist bei Bewußtsein, sagt nichts, sieht, wie sich die Augen der sonst so harten SA.-Männer mit Tränen füllen. Er weiß, daß der Tod nach ihm gegriffen hat. Einen Augenblick kann keiner den großen Schmerz verbergen, der beim Anblick des ruhigen, tapferen, schwerverwundeten Friedrich Hellmann in das Herz eines jeden schneidet. Aber sofort reißen sich die Männer zusammen. Es muß Hilfe geschaffen werden.

Die Schießerei hat aufgehört. Ein Auto wird angehalten und Friedrich Hellmann zum Horst-Wessel-Krankenhaus gebracht. Drei Tropfen Blut bleiben auf dem Tisch zurück, auf dem er gelegen. —

Im Sturmlokal treffen immer mehr SA.-Männer ein, die das Schießen gehört haben und zu Hilfe eilen wollten. Sie kommen zu spät. Im Sturmlokal herrscht eisiges Schweigen. Die Hinzugekommenen fragen, was geschehen ist, und hören die schreckliche Antwort:

„Fritz Hellmann ist schwer verwundet."

Dann wieder Schweigen. Im stillen schwört jeder, die rote Pest mit Stumpf und Stiel auszurotten und unermüdlich Tag und Nacht für Adolf Hitler einzustehen, um mit ihm die Mordschlange zu überwältigen. Haß und Erbitterung erfüllt jeden.

Mit gebeugtem Kopf stehen und sitzen sie umher, keiner ist eines Wortes mächtig, und jeder würde es als unerträglich empfinden, wenn einer sich in Worten oder Betrachtungen ergehen würde. Der SA.-Mann muß in der schwersten Stunde mit sich allein fertig werden. Der Sturmbannführer geht durch den stillen Raum, der nicht mehr wie ein Bierlokal, sondern wie eine feierliche Halle anmutet. Leise sagt er zu zwei Männern:

„Ihr müßt die Eltern benachrichtigen."

Sie schütteln den Kopf. Diese Aufgabe ist zu schwer. Sie können wohl im stärksten Feuer ihren Mann stehen, aber dieses Unfaßliche den Eltern sagen, das können sie nicht. Einer muß aber die schreckliche Nachricht überbringen. Endlich findet sich einer,

der will es tun. Er weiß noch nicht, ob er die Worte über die Lippen bekommt, aber die Notwendigkeit zwingt ihn, den schweren Schritt zu wagen. Ein anderer geht mit. Und während sie auf dem Wege sind, denken sie an ihn, ihren Friedrich Hellmann.

Je näher sie dem Ziele kommen, desto schwerer wird die Bürde, die sie übernommen haben. Sie stehen vor der Wohnungstür, und keiner wagt zu klingeln.

Es ist nach Mitternacht. Das Klingeln wird die Eltern jäh aus dem Schlafe reißen. Sie zögern, jedoch es muß sein. Das Blut schießt durch die Adern, als die Klingel unbarmherzig schrill die Nacht durchreißt. Sie hören aufgeregte Stimmen, der alte Hellmann öffnet die Tür.

Die Männer können nichts sagen.

Der Vater fühlt, daß seinem Sohn etwas zugestoßen ist. Und eindringlich fragt er:

„Was ist meinem Fritz geschehen?"

Da löst sich die Zunge des einen Mannes, er spricht zögernd von Kommune, Schießerei und Krankenhaus. Schwer treffen die Worte den Vater.

Am nächsten Tage durcheilt die Todesnachricht die Stürme der Standarte 4. Scharführer Friedrich Hellmann war am Vormittage seinen schweren Verletzungen erlegen. Die Eltern weilten seit der Nacht in seiner Nähe. Aus ihren Augen sprachen Gram, Sorge und Schmerz. Ihr Sohn, der sich zwölf Stunden gegen den unerbittlichen Tod wehrte, war in diesen schwersten und letzten Stunden seines Lebens hart gegen sich selbst. Trotz der fürchterlichen Schmerzen kam kein Klageton über seine Lippen. Er zeigte, daß er auch im Sterben Soldat sein wollte. Und als der Tod an sein Bett trat, bemerkten es die Eltern nicht; Friedrich Hellmann aber sprach die letzten Worte:

„Ich möchte an der Sonne liegen."

Die Sehnsucht nach dem Strahlenden, Hellen und Edlen lebte in ihm, auch als er sterben mußte. Sein Leben hatte er eingesetzt, um für sein Volk wieder die leuchtende Sonne zu erobern, und sein Sterben stand noch im gleichen Zeichen. Er war ein soldatischer Kämpfer in seinem Leben und in seinem Sterben.

Aber unergründlich ist der Haß und die Schikane des dama-

„Helft mir, ich bin getroffen!"

ligen Staatssystems gegen die Nationalsozialisten. Selbst vor dem Toten machen sie nicht halt. Der leblose Körper wird beschlagnahmt und ins Leichenschauhaus geschleppt. Nach vier Tagen dürfen die Eltern und SA.-Kameraden ihn abholen. Großzügig genehmigt der Jude Isidor Weiß, daß ein deutscher Mann nun endlich bestattet werden darf.

Im Leichenschauhaus finden die Eltern und SA.-Kameraden ihren guten Freund aufgebahrt. Stolz liegt er im Sarge. Das Braunhemd schmückt ihn.

Nie durfte er es in seinem Leben tragen. Die SA. wird beschimpft und in den Dreck gezogen, die Regierung verbietet ihr seit mehr als einem Jahr das Tragen der Uniform. Um so stolzer sieht nun unser Friedrich Hellmann aus, und wie wir so stehen und ihn grüßen, da wissen wir, daß wir nicht zögern würden, ihm nachzufolgen in den Tod für Deutschland.

Als wir Friedrich Hellmann in die Kapelle überführt haben und den Friedhof verlassen, hören wir, daß die Regierung Brüning die SA. verboten hat. Wir sind ergrimmt über dieses Verbot, das neuen Terror bedeutet. Aber sie können uns nicht verbieten. Solange wir leben, sind wir SA.-Männer und stehen ein für Adolf Hitler, für ein Drittes Reich. Und wenn sie uns auch totschlügen, aus unserm Blut erwüchse eine neue und größere Saat, die nicht durch Gesetz oder Terror ausgerottet werden kann.

Am Nachmittag des 12. März ist die Beerdigung festgesetzt. Die Straßen in der Nähe des Friedhofs sind voll von Menschen, Neugierige und Mordbegierige der Roten Front. Heute sehen wir anders aus wie sonst. Wir tragen kein Räuberzivil, keinen SA.-mäßigen Anzug aus der Zeit des Uniformverbots, sondern einen einfachen schwarzen Anzug. Wir gehen durch die Menschenmenge. Am Friedhof steht Polizei. Die Sturmfahne darf am Grabe des SA.-Mannes nicht gezeigt werden. Auf dem Friedhof sind viele Parteigenossen versammelt. In der Kapelle sind die Feierlichkeiten beendet. Jetzt werden die Türen geöffnet, Trauermusik setzt ein. Ein Hakenkreuzfähnlein am dünnen Fahnenstock wird vorangetragen. Sechs SA.-Männer im schwarzen Anzug folgen feierlich-ernst mit dem schweren Sarg, der mit einer Hakenkreuzfahne geschmückt ist. Schwer geht es den Berg hinan zur Grabstelle.

Ernst in verhaltener Wut schreiten die SA.-Männer mit ihrem toten Kameraden. Traurig wuchtet das Lied des Musikzuges über sie hinweg. Sie sehen nichts, fühlen nur das tiefe Leid, das ihnen die teuflische Brut der Marxisten angetan hat. Sie hassen nur und wollen kämpfen und sterben für ihren Glauben an Deutschland wie ihr Kamerad Friedrich Hellmann. Am Grabe steht der Fahnenträger des Sturmes 132, dem Hellmann angehört hat. Seine Hand umfaßt keinen Fahnenschaft, die Fahne flattert nicht im Winde. Traurig schauen viele auf ihn, dessen Ehre es sein mußte, die Sturmfahne dem Toten voranzutragen. Aber seine Augen leuchten, denn er trägt das Fahnentuch bei sich um seinen Leib. Keiner sieht dieses heilige Zeichen, aber seine Nähe macht uns frei.

Am Grabe spricht der Pfarrer. Leise tönt das Lied vom guten Kameraden. Darauf ergreift der Standartenführer das letzte Wort.

„Wieder stehen wir an einem frischen Grab und senken dich hinab in die kühle deutsche Erde. Dein Leben war Kampf gegen das Verderben und die Vernichtung des deutschen Volkes durch Verräter und Rebellen. Im Freikorps und in der SA. standest du Tag und Nacht für das Leben deines Volkes ein und setztest selbst dein eigenes aufs Spiel. Groß ist die Kraft, die dich befähigte, dies zu vollbringen. Wie oft sahst du dem Tod in die Augen, und wie wenig erschrakst du vor ihm. Du hast ihn nicht gefürchtet, auch nicht, als er zu dir kam und seine Hand dir reichte. Du warst ein ganzer Mann, der stets bereit war, für Deutschland zu sterben. Du liegst hier bestattet, doch dein Geist lebt in uns und führt uns an zu neuem Kampf.

Dein Leben und Sterben wird uns Ansporn sein, tapfer und unverdrossen gegen den Wahnwitz des Klassenkampfes zu streiten.

Edles deutsches Blut tränkt überall deutschen Boden. Viele sind vor dir gefallen, und viele werden dir noch folgen. Aber einst wird kommen der Tag, an dem der blutgetränkte deutsche Boden seine Opfer wieder hergibt. Das Freiheitszeichen wird dann über ein freies Reich wehen. Voran ziehst du im Sturm unseres Horst Wessels hinweg über deutsche Erde und deutsche Menschen, die Klassenwahn, Haß und Bruderkrieg abgeschüttelt haben."

Als die SA.-Männer und Parteigenossen ihrem Kameraden die letzte Ehre erwiesen haben und sich der Friedhof zu leeren beginnt, da geschieht das Ungeheuerliche. Einer der roten Strolche wagt es, in das frische Grab zu speien. Harte Fäuste schlagen den ehrlosen Schuft zu Boden. Die Wut, die jeder bisher zurückgehalten hat, bäumt sich auf. Es entsteht eine ungeheure Unruhe, die Erbitterung ist grenzenlos. Jedoch jeder hat sich durch Disziplin und Energie in der Gewalt, wie es der Führer in diesen schweren Kampfjahren von jedem Nationalsozialisten fordert. Wenn nicht die eiserne Selbstbeherrschung gewesen wäre, so könnten die Folgen von unabsehbarer Tragweite gewesen sein.

Kaum ist der Sarg hinabgesenkt, da arbeitete Rotmord mit seinen gemeinsten Mitteln. Was Menschen heilig und unantastbar war, das mußte von diesen Bestien in den Schmutz gezogen werden.

Je schwerer und blutiger der Kampf um Berlin wird, desto enger schließen sich die Reihen der Kämpfer im Braunhemd. Trotz Verbot und Rotmord marschiert die SA. weiter. Bald schallen ihre Kampflieder wieder durch die grauen Straßen. Unvergeßlich bleibt für uns der soldatische Tod unseres tapferen Kameraden. Der Sturm 132 trägt in seiner Fahne die Inschrift „Friedrich Hellmann". Bei jedem Marsch flattert uns die Totenfahne voran. Zäh und verbissen folgen wir ihr, und wenn der Kampf um Deutschlands Befreiung uns zu schwer erscheint, dann flößt sie uns neuen Mut und Angriffslust ein. Die Blutfahne verpflichtet uns stets aufs neue und erinnert uns an den unbekannten SA.-Mann.

## Ein Soldat unserer Idee

Am 22. Juni 1935 waren drei Jahre vergangen, seitdem der Scharführer Helmut Köster im Südwesten Berlins einem kommunistischen Feuerüberfall erlag.

Juni 1932. Nach dem letzten Verbot steht die SA. überall im Reich marschbereit zum Endkampf. Allenthalben rüsten die Stürme zum letzten Einsatz, der das Reich erobern muß. Der 21. Juni bringt endlich die Aufhebung des Uniformverbots. Am gleichen

Abend ist für den Sturm 24, dem Helmut Köster seit dem Jahre 1930 angehörte, Sturmappell angesetzt.

Vielwinklig sind die Straßen im Südwesten Berlins, um den Kreuzberg herum. In endlosen Mietskasernen wohnen in diesen trüben Tagen des unaufhaltsamen deutschen Niederganges die verhetzten Massen deutscher Arbeiter, die in tragischer Verkennung der wahren Feinde des Volkes unserer SA. mit Haß und Verachtung begegnen, die auf dem heißen, blutgesegneten Boden Berlins seit Jahren für die Idee Adolf Hitlers wirbt.

In einem kommunistischen Verkehrslokal, nicht weit vom Sturmlokal „Die Hochburg", stehen die Mörder schon bereit, werden die Waffen fertiggemacht für den Überfall.

Man weiß im Sturmlokal längst, wie die Dinge stehen, man fühlt, daß es sich diesmal nicht um eine harmlose Rempelei, sondern um einen organisierten Überfall handelt. Geschlossen verlassen deshalb die Männer ihre Bleibe, wollen in selbstverständlicher Zusammengehörigkeit einen nach dem anderen nach Hause bringen. Einige SS.-Kameraden schließen sich dem Troß an. Vor dem Lokal der Kommune auffallend starker Verkehr, viele Gestalten, anscheinend harmlos zusammengekommen, aber mit finsteren Absichten. An einer Straßenkreuzung geschieht dann der bereits erwartete Zusammenstoß. Einige Kameraden werden vom Haupttrupp hoffnungslos in eine Seitenstraße abgedrängt, unter ihnen Helmut Köster. Dann fallen Schüsse, wie viele, zählt keiner. Aus mehreren Pistolen wird auf die Abgedrängten geschossen, die sich nicht wehren können, da sie waffenlos sind und nur den heiligen Zorn über den feigen Überfall im Herzen tragen. Es geht dann alles sehr schnell. Polizei ist plötzlich da, verhaftet in der ersten Bestürzung — die SA. ... Die Mörder schluckt die Nacht. Erst auf der Wache erfahren die Männer, daß einer von ihnen schwer verletzt ist. Das Schlimmste, das Erschütternde aber wissen sie noch nicht: Helmut Köster ringt im Krankenhaus mit dem Tode ... Ein Kopfschuß hat seinem jungen Kämpferleben ein Ende gesetzt.

In der Stunde, da er fiel, stand drei Jahre später die Standarte 8 an der Mordstelle, um Helmut Kösters zu gedenken, der ein Soldat der Idee, ein Soldat des deutschen Idealismus gewesen ist. Dumpf hallen die Trommeln in den nächtlichen Straßen

Berlins, um deren Besitz deutsche Männer und Jünglinge einst mit heißem Glauben an die Erfüllung ihres Werkes kämpften. Die Fahnen stehen umflort. Die Männer, die hier im Angesicht der Todesstätte des Gefallenen die Wacht halten, haben harte, trotzige Gesichter mit scharfen Linien darin, Helmut Kösters Kameraden im Leben und im Sterben, die trotz Verfolgung und der täglichen Bedrohung des Daseins die Fahne hochhielten, bis der Tag kam, an dem unser Banner über dem neuen Reiche aufging.

Die Fahne muß stehen, wenn der Mann auch fällt!

Das war auch der Sinn der Worte, die der Führer der Standarte 8, Standartenführer Karl Heck, an der Mordstelle Helmut Köster in die Ewigkeit nachrief. Über dem Leid der Vergangenheit, über den Gräbern der toten Kämpfer ist die Saat herrlich aufgegangen. Der starke Glaube, der einst die Gefallenen befähigte, Not und Schmerzen um der Idee willen auf sich zu nehmen, hat das Reich erobert. Dieser Glaube lebt weiter in uns, bis an das Ende unserer Tage, und verbürgt Deutschlands Größe und Kraft.

Unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden versinkt leise die Nacht. Helmut Köster rief uns an aus der Ewigkeit. Er starb, damit Deutschland lebt!

## Der Blutsonntag von Altona

Am 22. Juli 1932 wurden in Altona die SA.-Männer Koch und Büddig begraben. Sie starben, nachdem fünf Tage vorher, am 17. Juli 1932, die Altonaer und Hamburger SA. und SS. sich das Recht auf die Straßen der „proletarischen" Stadtteile Altonas erzwungen hatten. Dieser Marsch ist in der Geschichte der Bewegung mit Blutschrift eingetragen, denn es fielen unter dem Feuer der „Antifaschistischen Aktion" die SA.-Männer Heinz Koch und Peter Büddig vom Sturm 22/31 Altona, die Parteigenossin Frau Winkler und 15 unbeteiligte Volksgenossen, die den Zug begleiteten oder als Passanten in die Schußbahn der kommunistischen Dachschützen gerieten.

Jahr um Jahr ist ins Land gegangen, Monate um Monate flossen dahin in immer gleichem Einerlei. Immer Kampf, immer Opfer, immer Blut. In diesem Monat weniger als sonst, in jenem

mehr. Flaut heute die Terrorwelle ab, dann erhebt sie sich morgen wieder zu entsetzlicher Höhe. Immer der gleiche Bericht, der aus der Nordmark zum Führer nach München geht: Kampf, Opfer, Blut.

Die Toten von Wöhrden haben wir begraben in Schleswig-Holstein, in Hamburg liegt Keßler erschlagen, Dreckmann zu Tode getrampelt, Hahn und Brands an einem Tage vor wenigen Monaten erst erschossen, Heinzelmann liegt im Sterben, und in den Krankensälen von Altona und Hamburg liegt Mann neben Mann norddeutsche SA. Schwerverwundet, leichtverwundet. Schußwunden, Stichwunden, Hiebwunden. Einige bleiben für immer Krüppel. Der Nationalsozialismus muß durch ein Meer von Blut zu seinem Ziele schreiten.

Aber die SA. marschiert. Immer das eine Ziel im Auge, Deutschland und immer den einen Führer nur, Hitler. Und das Recht auf die Straße gibt die SA. nicht preis. Niemals mehr. Das war vor Jahren so, das war gestern so, das wird morgen so sein.

Und morgen ist Propagandamarsch durch das rote Altona. Morgen, Sonntag, den 17. Juli 1932. Es sollte ein Blutmarsch werden!

Der Zeiger der Uhr rückt langsam vorwärts. Minute auf Minute verrinnt, und jede Minute bringt neue SA.-Männer zur Palmaille in Altona, zu der Straße, die als Sammelplatz für die Stürme der Altonaer, der Hamburger und der Südholsteiner SA. befohlen war. Lastwagen knattern heran, werfen braune Kolonnen ab. Die Vorortszüge schaffen Sturmbanne und Stürme herbei. Straßenbahnen speien Sturmsoldaten über Sturmsoldaten aus. SA. ist es, SS., Marine. Die Garde der Altonaer SA. marschiert auf, der Richter-Sturm unter seinem Führer Richter, die Elfer aus Hamburg-Barmbeck kommen mit verblichener Fahne, Schutzstaffel tritt an, Hamburgs SA.-Marine jetzt, sie haben einen ihrer Besten, Heinzelmann, sterbend im Wasserbett des Krankenhauses liegen. 8000 sind es jetzt. 10 000. Dann, 12 Uhr, Verbände formieren sich, Führer machen Meldung, Ordonnanzen notieren Zahlen und Zahlen. Ein hartes Kommando dröhnt über die Reihen, Gruppenkolonnen schwenken ein, Fahnen steigen hoch und Standarten. Das Locken der Spielleute, der aufwühlende Marsch der ersten Kapelle. 12 000 Mann marschieren.

Lachende Gesichter überall, Winken, Rufen. Parteigenossen und Volksgenossen stehen in endlosen Reihen am Wege, wie eine Mauer umsäumen sie Straße um Straße. Jubel ist überall, Jubel und Freude und helle, stürmische Begeisterung. Wie erzene Klötze, so ziehen die Stürme dahin, blutrot das Tuch der Fahnen, golden glänzend die Adler der Standarten.

Durch lange Straßen, lange, graue Straßen geht der Marsch: Arnoldstraße, Rothestraße. Jetzt nach Bahrenfeld hinein, ins rote Bahrenfeld. Der Altonaer SA.-Mann lacht still vor sich hin. Da wird die Kommune staunen, da wird sie schweigen vor ohnmächtiger Wut. Heute zahlen wir heim, durch machtvolle Demonstration, was sie uns angetan in Bahrenfeld in all den langen Jahren.

Doch Bahrenfeld schweigt.

Das rote Bahrenfeld ist still. Wohl stehen Tausende am Wege, doch kein Lachen, kaum ein Ruf. Der SA.-Mann findet die ihm so wohlbekannten Kommunetypen nicht. Wo sind sie? Warum schweigen sie, die doch sonst immer heulen? Sollte Wahrheit werden, was man seit Tagen munkelte? Sollten sie zusammengezogen sein an irgendeiner anderen Stelle? Sollte stimmen, was die Hamburger sagten, daß auch in Barmbeck der Pöbel fehlte beim Abmarsch und in Rothenburgsort und auf der Veddel und in der Hamburger Neustadt? Ein leises Ahnen steigt, wird 'runtergewürgt und wühlt sich wieder hoch. Sollte es blutig werden heute?

Die ersten Gedanken verschwinden wieder. Ottensen wird mitgenommen im Marsch, jetzt wieder das Zentrum der Stadt. Marktstraße, Mörckenstraße. Und dann wird wirklich Wahrheit, was bisher nur geahnt wurde, harte, unerbittliche, blutige Wahrheit.

In der Grünestraße und in der Papagonienstraße krachen Pistolen.

Das Echo rollt an den Wänden entlang, den Schall verstärkend. Von Dächern und Balkonen, aus Kellern und Erkern pfeift Schuß um Schuß. Ein Sturm SA. tritt weg, säubert die Straße. Doch dann ist auch schon Polizei heran. Maschinenpistolen rattern, Karabiner gehen hoch. Hier noch ein Schuß, dort noch einer. Dann schweigt das Feuer.

Der erste Feuerüberfall ist vorüber. Die Kommune gab ihre Karte ab, die Kommune stellt sich vor. Hier spricht Moskau, hier

spricht die Antifaschistische Aktion. Hier sprechen Pistolenkugeln. Ein Ruf gellt über die Straßen, wird zum Geheul, zum wilden, tierischen Schrei: „Nieder mit der braunen Mordpest! Altona bleibt rot!"

Der Ruf bleibt hängen in der Luft, liegt über dem Gesang der Kolonnen, schlägt durch den Marschtritt der Bataillone. Altona bleibt rot! Der SA.-Mann lacht, ein trotziges, hartes Lachen. Das strahlende Leuchten ist aus den Augen verschwunden, der stolze Zug von den Lippen gewehr. Hier wird nicht gefackelt, hier wird nicht debattiert, hier gilt keine Idee mehr und kein Programm, hier heißt es marschieren. Marschieren, wenn unter den Einschlägen von Pistolenschüssen Scheiben zerklirren und Mörtel von den Wänden rieselt. Hier heißt es marschieren, und wenn da von vorne auch tausendmal die Kommune kreischt.

Marschieren, marschieren. Die Breite Straße entlang.

Der Pöbel heult.

Jetzt durch die Bachstraße. Hier haben sich neue Terrorgruppen der Kommune festgesetzt. Wieder bellen die Pistolen. Aus den Häusern, von einer Straßenüberführung herunter kracht es und blitzt es. Neben einem hünenhaften Standartenführer der Schleswig-Holsteiner schlägt blutend ein SA.-Mann hin. Richtet sich wieder auf, erhebt sich und marschiert. Eine Stockung kommt in die Truppe. Sie sind die Stadt nicht gewohnt, sie lieben sie nicht, nein, sie hassen sie und fühlen sich wie zwischen Kerkermauern in diesen schmalen Gassen. Unruhe läuft durch die Reihen. Da dröhnt das Kommando des Standartenführers über die Truppe. „Schritt aufnehmen!" „Singen!" Das Horst-Wessel-Lied klingt auf. Ein Führer bewies, daß er Führer ist. Sie marschieren weiter. Was fällt, das fällt. Sanitäter nehmen die Verwundeten hoch. Und wieder greift Polizei ein. Säubert die Straßen. Schießt, wo sich noch ein Fenster öffnet. Ohne Tote kommen die Stürme durch.

Jetzt geht es die Große Bergstraße hinauf, in die Große Johannisstraße hinein. Vorne marschieren die Altonaer und Schleswig-Holsteiner, und wenn sie bis jetzt nicht begriffen haben, daß Moskaus Stimme aus Pistolen schreit, jetzt wissen sie es, jetzt kommt die grinsende Fratze zur Schau. Hier steht nicht Marxist gegen Nazi, hier steht nur noch Tier gegen Mensch.

Tiere, die Menschenantlitz tragen und Pistolen besitzen, gegen Menschen, die im Braunhemd gehen und waffenlos sind. Hier beginnt jetzt ein Morden und Würgen, ein feiges Abknallen aus sicherer Deckung, ein Massenmord, wie ihn die Geschichte der deutschen SA. nie wieder erlebte. Das ist alles so grenzenlos feige, so unmenschlich gemein, daß niemand, der nicht in diese Fratzen starrte, auch nur ein Ahnen davon haben kann.

Sturm 1, Sturm 2 und Sturm 5 der Standarte 31 tragen die Hauptlast dieses einseitigen Kampfes. Das sind die Altonaer, ihnen gilt der Haß der Kommune seit Jahren, von ihnen schlugen sie so manchen schon zuschanden.

Das „Rote Haus", das Parteihaus der Kommune, gleicht einer Festung. Schuß auf Schuß jagt aus den Fenstern, von den Dächern.

Hier fällt einer nieder, dort einer. Zivilisten greifen sich plötzlich an die Stirn, an den Leib, brechen stöhnend zusammen. Panik läuft über die Menge, sie jagt in wilder Flucht davon. Die SA. marschiert, denn hier gibt es keine Deckung, hier gibt es nur regellose Flucht oder marschierende Kolonne. Und Flucht? Da beißen sie lieber die Zähne zusammen und starren nach vorn, wo die Fahne steht, und setzen Fuß vor Fuß.

Jetzt ist die Hölle los. Sturm 2 ist an der Ecke Marienstraße und Große Johannisstraße unter Salvenfeuer genommen. Grauen steigt dem SA.-Mann ans Herz. Nur noch das furchtbarste Grauen. Schuß auf Schuß, immer wieder, Schuß auf Schuß.

Da sinkt einer zusammen, greift zum Herzen hin. Blut fließt auf schmutziges Pflaster. Warmes, rotes Blut. Läuft über das Gold des Trauringes an der rechten Hand. Eine Meldung geht durch die Formation. Zum Führer hin.

SA.-Mann Koch gefallen. Herzschuß.

Und wenig weiter sinkt noch einer in sein Blut. Büddig ist's. Den Leib zerriß eine Kugel, das Rückgrat ist getroffen. Und wieder läuft die Meldung durch. SA.-Mann Büddig gefallen. Bauchschuß.

Zwei Tote liegen auf Altonas Pflaster. Zwei tote Soldaten Adolf Hitlers. Eine wilde Wut steigt in den Männern des Sturmes 2 hoch, namenlose Wut, denn beide sind brave Kerle, sind saubere Kämpfer, und um beide weint eine Familie daheim. Um beide.

Jetzt fällt auch Blubzinski von 2. Frank von 1. Und dann sind sie kaum noch zu zählen, die bluten. Sanitäter verbinden die einen, die anderen verbinden sich selbst und — marschieren, marschieren.

Die Polizei greift erbarmungslos ein. Maschinenpistolen bellen durch die Straßen, säubern den Weg. Hier und dort wird ein kommunistischer Schütze mit der Waffe niedergeschlagen. Berittene Polizei prescht heran. Wut hat auch die Polizei erfaßt. Wut gegen soviel Feigheit und Gemeinheit, und sie haben selbst Kameraden zu rächen, die blutend zurückgehen mußten. Das Gros des Zuges ist schon lange von der Polizei durch andere Straßen geleitet worden. Willig folgen die SA.-Führer den Bitten der Polizei, denn Wahnsinn wäre es, hineinzulaufen in diese Hölle. Zurückgehen? Nie. Aber unnütz das Blut der Besten opfern? Das wäre unverantwortlich gewesen.

So marschieren nur noch drei Formationen durch den langsam abebbenden Feuerhagel. Die SA.-Standarte 31 (Sturm 1, 2, 4 und 5), die 4. SS.-Standarte und der Marinesturm Altona.

Und wo sie marschieren, da fließt ihr Blut, immer wieder ihr Blut.

In der Unzerstraße, Schauenburger Straße, Weidenstraße, Blumenstraße, Gählersplatz. Jetzt in die Lohmühlenstraße hinein. Immer noch wird geschossen, immer noch. Kommune schießt. Polizei schießt. Gasbomben sind geworfen worden in der Lohmühlenstraße. Chlorgas schwelt nebelgleich hoch. Sie müssen hindurch und weiter, weiter. Jetzt geht's zum Lornsenplatz hinüber. Wieder Schwerverletzte, meist Zivilisten, Tote auch. SA. blutet, Polizei blutet. Jetzt Norderreihe, Gärtnerstraße. Die Adolfstraße ist ruhiger, doch schwillt das Feuer an in der Langenfelder Straße, ein letztes Aufleuchten noch. Dann fallen die Schüsse seltener. Das „Proletarier"-Viertel liegt hinter der SA., und in den Gassen des „Proletarier"-Viertels leuchtet rotes, rotes Blut.

Und sie hatten nichts weiter getan, als sich zu Deutschland bekannt und Deutschlands Recht auf alle deutschen Straßen proklamiert. Sie hatten nur eine Liebe gekannt, das war Deutschland, und mußten sterben dieser Liebe wegen. In Altona, am 17. Juli 1932.

Und wo sie marschieren, da fließt ihr Blut

Unmittelbar an die weite Elbe mit ihrem rastlos pulsierenden Hafenleben, den qualmenden Schloten und dem ragenden Mastenwald grenzt das Hafenviertel der alten Hansestadt Hamburg, die Neustadt. Enge, winklige Gassen und Straßen, durch die tagsüber die gewichtigen Lastzüge donnern, durch die des Morgens in der Frühe die Hafenarbeiter und Schauerleute in langen Kolonnen zur Arbeit in den Hafen ziehen, das ist das Bild, das sich hier bietet.

Vor zwei und drei Jahren noch, da sah es ganz anders aus. Wohl dröhnte auch das Lied der Arbeit vom Hafen herüber, wohl zogen auch damals die Arbeiterkolonnen durch die Neustadt zum Hafen und donnerten die Lastzüge durch die Straßen, aber dennoch, die Hamburger Neustadt war damals rot.

Die „rote Neustadt", das war ein Begriff an der ganzen Wasserkante. Von roten Fahnen und Transparenten die Straßen übersät, in den Lokalen Stützpunkte der vereinigten Marxisten, und wenn die Dunkelheit hereinbrach, der Krieg im Dunkeln, Kampf bis aufs Messer.

Hier stand die damals neugegründete SA.-Marine Hamburg. Hier unten kämpften deutsche Seeleute einen wilden, verwegenen Kampf gegen hundertfache Übermacht. Lokal auf Lokal ging zum Teufel, was tat's? Mitten in der „roten Neustadt" setzte man sich dennoch durch. Die Männer mit den blauen Mützen und dem goldenen Eichenkranz, hier unten, in wilden Straßenschlachten mit Kommune oder SPD., je wie es kam, hier wurden sie ein verschworener Haufen, zusammengeschweißt in Kampf und Not. Kerls wie die Bäume, mit blitzenden Augen und eisenharten Fäusten. Aug um Aug und Zahn um Zahn wurde gerungen. Das war kein Spaß da unten in Hamburgs rötester Vorstadt.

Und hier in der Hamburger Vorstadt, da stachen sie ihn dann nieder, unseren Kameraden Karl Heinzelmann. Weither vom Süden war er gewandert, um an der Wasserkante sein Glück zu suchen. Die Weite der See, sie lockte den Jungen. Zum ersten Dienst im Marinesturm 2 trat der kaum 19jährige an, da fällte ihn in jener Frühlingsnacht am 16. Mai 1932 der kalte Stahl.

Marinesturm 2, von einer Versammlung mitten im rötesten Viertel zurückkommend, wird überraschend angegriffen. Schüsse fegen durch die nachtdunklen Straßen, Messer blitzen im Laternenlicht. Koppel und Schulterriemen 'runter! SA.-Marine 'ran! Die Trillerpfeifen schrillen zum Angriff. Mann gegen Mann steht hier; rote Marine gegen SA.-Marine.

Kaum zehn Minuten später ist der Spuk zerstoben. Zwei schwerverletzte SA.-Männer liegen auf dem Pflaster. Den Rest und die Leichtverletzten verhaftet die Polizei. Die Kommune ist verschwunden, die Verwundeten hat man mitgenommen. Alle kamen sie durch, die braunen Jungens, nur unser Karl Heinzelmann sollte den Tag des neuen Deutschlands nicht mehr schauen. Monatelang siechte der Junge im Wasserbett des Krankenhauses dahin, der Kommunedolch hatte ihm das Rückgrat zerfetzt. Der Sommer verging, und als dann die Blätter fielen, am 20. Oktober, trugen wir ihn hinaus zur letzten Ruhe. Fern von dem Ort, da ihn der Mordstahl traf, ruht heute unser Kamerad in seiner Bergheimat aus. Und heute sind es nun fast drei Jahre her, daß ihm das Auge brach. Noch immer dröhnt das Lied der Arbeit über die Hamburger Neustadt, noch immer pulsiert das schaffende Leben durch die Straßen. Doch irgendwo dort unten im Häusergewirr der Hansestadt ist heute eine schlichte Tafel in die Hauswand eingelassen.

Hier war es, damals am 16. Mai!

Der Alltag geht daran vorbei. Doch einmal, wenn im Herbst die Blätter fallen, da kommen sie alle gezogen, die damals dabei waren im Kampf um die rote Neustadt. Da flattern die alten stolzen Sturmfahnen, da kracht wieder der alte Marschtritt der deutschen Seeleute über das Pflaster und über die Stelle, an der sein junges Blut rann.

Im lodernden Schein der Fackeln halten wir dann Zwiesprache mit unseren Kameraden vom großen Totensturm, und all die alten Sturmgesellen von damals sehen einander hart in die Augen.

Heute haben wir Deutschland erstritten, wir hielten dem Toten den Schwur. Während die Fackeln verglimmen, klirrt der Sturm, sein stolzer Sturm, an der Mordstelle vorbei. Die blutroten Sturmfahnen rauschen durch die Nacht, und unser Weg ist weit, so weit.

Feiertage hatten bei uns immer eine ganz besondere propagandistische Bedeutung. Die Bauern, welche die Woche über auf ihren Höfen der Arbeit nachgehen, finden sich in den Kirchdörfern ein, um möglichst rasch nach dem Kirchgang oder auch ohne denselben im Gasthaus ihr Bier zu trinken, ihre Sorgen und Nöte oder die politischen Tagesereignisse zu besprechen, kurz, es herrscht immer regeres Treiben als sonst. Die ganze Woche vor Ostern diente schon dazu, um das für die Aktion notwendige Material zusammenzutragen und um alles so zu organisieren, daß alles klappte und dabei doch keiner von uns geschnappt würde. Der Karsamstag schon findet die Lacher auf unserer Seite. Man hatte uns nämlich das zu Ostern gebräuchliche Böllerschießen verboten, d. h. man hätte es nur unter Kontrolle der Ostmärkischen Sturmscharen gestattet, denn es wäre ja sonst fast unvermeidlich gewesen, daß dabei den bösen Nazibuben Pulver in die Hände gefallen wäre, und was dann alles hätte geschehen können, ist völlig unausdenkbar, man kennt ja doch diese „braunen Verbrecher". Kurz und gut, wir verzichteten auf das Böllerschießen, der ansonsten unvermeidliche Anblick der zwetschgenblauen „Ölberghusaren" hätte uns die Feiertagsstimmung verdorben.

Aber — Rache ist süß!

Am späten Nachmittag beginnt die „Auferstehung" in der Kirche, anschließend daran formiert sich die Prozession und folgt dem Mesner, der vorausgehend das Kreuz trägt. Schon ist der Zug, der in diesem Jahre ohnedies nur aus etlichen alten Weiblein und Kindern besteht, etliche hundert Schritte aus dem Kirchhof, als man erst wahrnahm, daß der Pfarrer mit dem „Himmel" nicht folgte und erst nach etlicher Zeit, unter allgemeiner Heiterkeit der Fernerstehenden, herauskam, die Prozessionsteilnehmer auffordernd, wieder zurück in die Kirche zu kommen. Was war geschehen? Es hatte sich, trotz eifrigen Suchens, niemand gefunden, der den „Himmel" getragen hätte, und so mußten die armen, eifrigen Christen die Auferstehung in der Kirche allein und ohne Prozession feiern. Was doch so ein Verbot alles auslöst!

Bei anbrechender Nacht begann nun unsere eigentliche Tätigkeit. Trotz andauernder, scharfer Bewachung, die wir fallweise durch kleine Manöver ablenkten, gelang unser Programm restlos. Hakenkreuzfeuer brannten auf den Bergen, auf steilen Lehnen waren riesige, mit Sägemehl gestreute Hakenkreuze weithin sichtbar, große Transparente leuchteten auf, die Kirchtürme unseres und der benachbarten Orte waren mit Hakenkreuzfahnen geschmückt, ja selbst auf dem Glockentürmchen des Gendarmeriegebäudes flatterte lustig ein Hakenkreuzfähnchen, als ob es sich dort unbedingt wohlfühlte. Auch wurde nicht vergessen, die Kanzleiräume des Gendarmeriekommandos mit Propagandamaterial ausreichend zu versorgen, man konnte ja doch nicht wissen ...

Der Morgen des Ostermontags war für mich allerdings wesentlich trister. Ich wurde um 6 Uhr morgens ziemlich unsanft geweckt, und während ich mir den Schlaf aus den Augen reibe und aufschaue, ist es ein Gendarm, der meine wohlverdiente Nachtruhe so unsanft gestört hatte. Also heißt es aufstehen und wieder einmal dorthin wandern, wo sich die Türen nur von außen öffnen lassen. Wieder einmal den Himmel nur durch Gitter sehen und sich die Langeweile durch besondere „Liebenswürdigkeiten" des Kerkermeisters vertreiben lassen. Doch man ist ja daran schon gewöhnt. Nach wenigen Tagen schon bekomme ich einen Kameraden meines Trupps, den man inzwischen auch gefaßt hatte, als Gesellschaft. Und dieser Kamerad erzählt mir von den Wirkungen, die unsere Aktion hatte. Wir konnten zufrieden sein und gerade ein Umstand rief bei mir besondere Heiterkeit hervor. Nachdem man tagelang niemanden gefunden hatte, die Fahne vom Kirchturm zu entfernen, mußte der Ortsgruppenleiter der Vaterländischen Front selbst angstschlotternd hinaufsteigen.

Was aber dem Ganzen die Krone aufsetzte, war, daß man das Kreuz der Kirchturmspitze abnahm, das Ewige Licht in der Kirche auslöschte und die Kirchengeräte forttrug, der Pfarrer sich mit diesen Dingen in die Bahn setzte, um sie vom Bischof in Klagenfurt neu weihen zu lassen, denn durch die Anwesenheit der bösen Nazibuben in der Kirche, die ja alle Kinder der Hölle und Heiden sind, erschienen unserem Pfarrer diese Geräte als entweiht. Ja sogar die Kirche wollte der Arme neu geweiht haben, doch empfand

die vorgesetzte Kirchenbehörde diese Maßnahme scheinbar doch als unbegründet und fürchtete wohl auch die Lächerlichkeit eines solchen Beginnens, so daß es unterlassen wurde. Wir aber hatten während unserer „Sitzung" ausreichenden Stoff zur Heiterkeit und waren dadurch für den „Saß" einigermaßen entschädigt. Nach einigen Wochen kam eines Morgens der Kerkermeister in meine Zelle und hielt mir einen Wisch zur Unterschrift vor. Wieder eine neue Strafverfügung, dachte ich mir, denn man sah sich derartige Dinger kaum mehr genauer an, war es doch meist dasselbe, und es blieb auch meist gleichgültig, ob man so einen Wisch unterschrieb oder nicht, bestraft wurde man immer und auf alle Fälle. Doch diesmal forderte mich der Kerkermeister auf, das Ding genau anzusehen, und siehe da, es war die Genehmigung der von mir angeforderten Haftunterbrechung. Ich schlug buchstäblich einen Purzelbaum vor Freude, daß die Pritsche in allen Fugen krachte, und binnen zehn Minuten, nachdem ich mich unter Protest des Kerkermeisters von den Kameraden in den Nachbarzellen verabschiedet hatte, verließ ich diese „gastliche Stätte". Daheim erkannte man mich kaum, so lang war mir der Bart während dieser Wochen gewachsen, mein Aussehen war dem eines Waldmenschen nicht unähnlich geworden. Daß natürlich mein Freiwerden mit einer „pfundigen" Aktion gefeiert werden mußte, war klar.

## Heute gibt's noch was

Harte und blutige Zusammenstöße und Kämpfe haben wir in Danzig erlebt und stets siegreich bestanden, aber auch unblutige Schlachten, die eines gewissen Humors nicht entbehrten, sind in unserer Erinnerung stets wach und lebendig geblieben. Eine davon soll hier geschildert werden.

30. Januar 1933. Tag der Erfüllung unseres größten Wunsches, der Tag, für den wir uns bedingungslos eingesetzt haben, für dessen Herbeiführung mit der größten Zähigkeit und Aufbietung der letzten Kräfte gekämpft wurde.

Es ist gegen Mittag. Verschiedene SA.-Kameraden, welche ihrer Stempelpflicht genügt haben, kommen auf dem Nachhause-

wege in das Sturmlokal Polley, Lange Brücke, um sich von hier aus neue Befehle zu holen oder Meldungen abzugeben.

Wilde Gerüchte durchschwirren die Luft, denn die Balken im morschen Gebäude des Weimarer Staates krachen und brechen zusammen. Stumm und erwartungsvoll sitzen wir im Sturmlokal zusammen, und jeder hegt die stille, aber feste Hoffnung, daß endlich unser Führer die Macht in seine starken Hände nimmt und einem unseligen Zeitabschnitt im Leben und der Geschichte des deutschen Volkes ein Ende bereitet. Unsere Hoffnung sollte uns diesmal nicht trügen. Plötzlich wird die Tür zu unserem Raum aufgerissen, und mit strahlenden Augen stürmen der Wirt und die Wirtin herein. Ohne daß noch ein Wort gefallen ist, springe ich auf und weiß, daß unser Führer des Reiches Kanzler geworden. Der Wirt bestätigt die Nachricht. Er hat sie soeben durch den Rundfunk erfahren.

Ergriffen und wortlos standen wir und drückten uns die Hände. In wenigen Sekunden eilte nochmal der ganze harte Kampf, der geführt werden mußte, an unserem geistigen Auge vorbei. Wir gedachten der Kameraden, die nicht mehr unter uns weilten, und hatten nun die Genugtuung, daß sie nicht umsonst gefallen waren.

Und dann bricht sich das überschwellende Gefühl Bahn. Befehle werden erteilt: „Sturmappell um 18 Uhr Sturmlokal."

Vollzählig sind die Männer erschienen, denn heute ist ein Tag, der nach Jahrhunderten noch genannt werden wird, und den im Kreise seiner Kameraden und Mitkämpfer zu erleben sich keiner nehmen läßt.

Dann spricht der Sturmführer: „Kameraden, wir freuen uns mit unseren Kameraden im Reich, welche das erste große Ziel mit dem heutigen Tage erreicht haben. Für uns Danziger ist jedoch der Zeitpunkt noch nicht gekommen, wo auch wir uns ungetrübt freuen können. Es gilt vorerst noch weiterzukämpfen wie bisher, auszuhalten und durchzuhalten im festen Glauben an eine neue Zukunft und in unerschütterlicher Treue zu unserem Führer. Wir kennen nur ein Ziel: Danzig deutsch zu erhalten und es dermaleinst zurückzubringen zu unserem großen deutschen Vaterland."

Schnell vergingen in kameradschaftlicher Gemeinschaft die Stunden. Aufmarsch in geschlossener Ordnung ist von der damali-

gen Danziger Systemregierung für die SA. verboten, und doch trägt jeder der Kameraden die stille Gewißheit: Heute gibt's noch was!

Und richtig, der Befehl kommt: „SA. draußen vor dem Sturmlokal in Linie zu drei Gliedern antreten!"

Die Gesichter der Männer strahlen Zufriedenheit, die Augen glänzen vor Freude darüber, daß wir uns heute das Recht auf die Straße von niemand mehr nehmen lassen. Vor dem Abmarsch noch einige Verhaltungsmaßregeln, und los geht es durch die engen Gassen der Recht- und Niederstadt. Überall, wo wir durchmarschieren, werden wir von der Bevölkerung stürmisch begrüßt. Einzelne Polizisten verschwinden bei unserem Herannahen in seitliche Gassen und lassen uns unbehelligt.

So geht der Marsch durch alle Straßen bis gegen 1 Uhr nachts, und als wir die vorletzte Gasse zu unserem Sturmlokal erreichten, ist hinter uns der bekannte grüne Überfallwagen. Kommando: „Abgesessen!"

Wir marschieren unbekümmert weiter und singen gerade das Lied vom König von Groß-Berlin. Unser Sturmführer ist von der Spitze, an welcher er bisher marschierte, nach hinten gegangen und hat einen kurzen Wortwechsel mit dem Führer des Überfallkommandos: „Sie lösen sofort den Sturm auf." — — „Jawoll, wird gemacht!"

Alles ist für diesen Fall schon vorbereitet, jeder weiß, was er zu tun hat, als das Kommando kommt:

„Mit drei Schritt Zwischenraum und zwei Schritt Abstand von der Mittelreihe auflösen."

Das Bild, das sich jetzt dem Auge bietet, ist einfach knorke. Linke Reihe am linken Bürgersteig, mittlere Reihe in der Mitte und rechte Reihe am rechten Bürgersteig, so ziehen wir singend weiter. Wutschnaubend hinterher die knüppelschwingenden Grünen.

Es sollte aber noch besser kommen. Diese Auflösungsart gefiel dem Offizier nicht, er verlangte eine vollständigere, die er auch schnell haben sollte, wenn auch nun nicht so, wie er sie sich gedacht hatte.

Ein Kommando schrillt vom Sturmführer durch die Reihen

nach vorne: „Laufschritt, marsch, marsch!" Alles setzte sich in laufende Bewegung, hinter dem Sturm die Grünen, der Offizier und die Überfallwagen sowie diejenigen, die sich dieses Schauspiel nicht nehmen lassen wollten. Bald sind wir an unserem Sturmlokal angelangt, und hier findet die ergötzliche Szene ihr Ende, die noch heute Gegenstand heiteren Gelächters für alle „Mitwirkenden" ist.

## Der 30. Januar 1933 in Pforzheim

Dichtgedrängt saßen wir im „Anker" um den Tisch, auf dem der Lautsprecher stand. Atemlos lauschte alles dem Hörbericht aus Berlin, welcher die gewaltige Kundgebung anläßlich der Ernennung unseres Führers zum Reichskanzler brachte. Die zusammengebissenen Zähne, die verdächtig glitzernden Augen, in denen es immer und immer wieder aufleuchtete, bewiesen, wie es in jedem arbeitete. Nach furchtbarem, erbittertem Kampf endlich am Ziel! In ganz Deutschland ein Riesenaufschrei aus übervollem Herzen, eine Begeisterung, die sich überall Luft machte in Kundgebungen von unerhörter Wucht. Selbstverständlich, daß wir morgen abend uns anschließen.

Kommune? Sagte einer eben nicht das Wort Kommune? Härter wurden wieder die Gesichter, geballte Fäuste lagen plötzlich auf dem Tisch, als sähe jeder eine höhnisch grinsende, rote Fratze. Geduld, auch mit euch Brüdern werden wir abrechnen!

Wie wenige ahnten, als wir das Heim aufsuchten, wo wir in Bereitschaft lagen, daß diese Abrechnung gar nicht mehr lange auf sich warten ließ. Der folgende Abend brachte den schweren Zusammenstoß mit Rotfront in der Hermannstraße. Daraus wurde die „Hermannsschlacht in Pforzheim".

„Also, die ersten vier Rotten holen jetzt die Sturmfahnen. Und dann . . ."

Ein junger Mensch kam die Treppe heraufgeschossen und auf uns zugekeucht:

„Drunne in der Gerbergass' haue se eire Leit z'samme!"

„Danke. Hierher hören! Erster Trupp über Marktplatz, Deimlingstraße, dritter Trupp von der Theaterstraße her auf die Gerbergasse. Zweiter Trupp Reserve und abriegeln."

Der alte Frontsoldat in mir grinste sich eins, denn es klappte prachtvoll. Das war nicht mehr der brüllende Haufen, der im vergangenen Frühsommer aus einem ähnlichen Anlaß das berüchtigte Kommunistenlokal stürmen wollte. In diesem Augenblick wußte ich, daß die Riesenarbeit nicht umsonst war.

Ich sauste dem ersten Trupp nach. Entsetzt stoben die Leute auseinander, als wir im scharfen Laufschritt, fest geschlossen, über den Marktplatz in die Deimlingstraße rannten. Vor dem Eingang in die Gerbergasse Volksgewimmel. Es zerflatterte im Augenblick.

„Haaaalt! Schulterriemen 'runter." Doch da kamen uns schon Schupos entgegen. Einige führten sieben unserer SA.-Kameraden, die zum Teil übel zugerichtet waren.

„Alles in Ordnung, meine Herren", meldete der führende Wachtmeister, Hand am Helm.

„Danke Ihnen. Die Melder. Sturm 1 sammelt sich in Marschkolonne auf dem Waisenhausplatz, Front nach Westen."

In kurzer Zeit konnten wir abrücken, nahmen droben im Heim unsere Fahnen in Empfang und kamen auf dem Turnplatz in dem Augenblick an, als die Fackeln ausgeteilt wurden. Nach Meldung beim Standartenführer rückten wir an die uns zugewiesene Stelle. Blendende Scheinwerferstrahlen tasteten die Wilhelmshöhe und die umliegenden Häuser ab, huschten in die Eingänge der Straßen, auf die Dächer.

Nach langem Warten setzt sich der Zug in Bewegung. Vor uns marschierte der Sturmbannstab, begleitet von Fackelträgern, weiter vorne der Nachrichtensturm und der Standartenstab.

An einer Straßenkreuzung die ersten Rufe: „Rot Front!" „Heil Moskau!" „Hitler verrecke!"

Einige Leute wollten ausbrechen.

„Wer keine Ordnung hält, wird aus dem Zug 'rausgestellt!"

Noch verschiedene Male kamen wir an Stellen, wo sich die Kommune aufgebaut hatte. So näherten wir uns, durch die Holzgartenstraße kommend, der Hermannstraße. Schon von weitem hörten wir die Sprechchöre. Am Eingang der Straße hatten sich ungefähr 40 bis 50 Rotfrontler aufgebaut.

„Dichter aufschließen!"

Knapp hinter dem Stab marschierend, erreichten wir die Horde.

Weit aufgerissene Mäuler, vor Haß funkelnde Augen, verzerrte Gesichter und hochgereckte Fäuste. Auch einige Weiber darunter.

„Da kommt der Stab. Uff se!"

Ich sah, wie einer nach dem Adjutanten langte. Aber da zischte dem Roten eine Fackel unter die Nase, daß der Kopf jäh zurückflog. Im nächsten Moment war die fürchterlichste Keilerei im Gange.

Kurze Zeit stand ich wie erstarrt. Herrgott, man war doch 4½ Jahre an der Front und hat manches mitmachen müssen. Aber hier?

Wie ein Mauerbrecher war die Spitze des Sturmes in die Kommunisten hineingefahren. Von der andern Seite kamen die Nachrichtler und der Standartenstab. Und dann krachten brennende Fackeln auf Köpfe und Schultern, daß die Getroffenen in einem Funkenregen verschwanden und aufbrüllend zusammensackten oder wie Wahnsinnige davonrannten.

Schüsse krachten.

„Der Hund hat g'schosse!" Ein riesenhafter Kerl tauchte in einem Feuerregen unter. Dann brach er unter dem Ansturm von einigen SA.-Männern zusammen. Noch einmal wuchtete er sich hoch. Ein Ruck rechts, ein Ruck links und die Angreifer waren abgeschüttelt. Wieder stoben die Funken und dann war er erledigt.

„Herrgott, unsere Fahne!" Ein paar Riesensätze, und dem Roten, der eben mit dem Fahnentuch davon wollte, fuhr die Fackel übers Gesicht. Er hatte genug. Der Fahnenträger band sich das Tuch um das Koppel und machte mit dem Schaft wütende Ausfälle. Um ihn herum entstand bald ein leerer Raum, denn wo die Spitze hinzuckte, sausten die Roten davon. Unsere SA.-Männer droschen mit furchtbarer Erbitterung drauf. Mancher feige Überfall in der letzten Zeit wurde hier mit Zinsen heimgezahlt.

Weiter weg ein wüster Haufen. Eben brach ein junger SA.-Mann zusammen. Auf den am Boden Liegenden, der, wie sich's später herausstellte, einen schweren, von einem Schraubenzieher herrührenden Lungenstich hatte, schlugen noch die Unmenschen ein. Ein anderer, dem das Blut über das Gesicht schoß, hatte ebenfalls einen schweren Stand. Im Augenblick war der Haufe auseinandergesprengt.

Regungslos lag der SA.-Kamerad am Boden. Aber wunder-

barerweise kam er mit dem Leben davon. Daneben erhob sich eine Frau, die scheinbar etwas abgekriegt hatte, auf die Knie. Mit erhobenen Händen rutschte sie auf dem Boden herum. Die Schreie, die sie dabei ausstieß, waren furchtbar. Ich packte sie und wollte sie auf die Seite schleppen, bekam aber einen schweren Schlag ins Kreuz, der mich auf die Knie warf. Es gelang mir aber noch, sie in einen Hausgang zu schleppen.

Wieder 'raus in das Getümmel. Auf der ganzen Straße nichts als brüllende, tobende Menschen, zerstiebende Fackeln, am Boden sich wälzende Gestalten. Eben rannte einer vorbei, dessen Haare lichterloh brannten. Aber es ging dem Ende zu. Rotfront hatte genug. Was nicht am Boden lag oder sich in die Häuser verkrochen hatte, floh gehetzt die Straße entlang nach der Enzbrücke zu. Einige SA.-Männer hinterher. Aber das hatte keinen Zweck; denn jenseits der Enz befand sich ja die Hochburg der Kommune. Die konnten ja in den schönsten Hinterhalt fallen. Also sammeln. Es bedurfte aber manchmal einer ganz energischen Aufforderung, bis alles in Ordnung kam und der Fackelzug sich wieder in Bewegung setze. Aber von wegen „Fackeln". Nur noch klägliche Reste, kümmerlich verteilt, rahmten die Spitze des Zuges ein.

Noch zweimal versuchten die Roten den Zug zu stören. Jedoch hier war die Schupo gleich zur Stelle und schaffte Ruhe, sehr zum Leidwesen unserer Männer, die damit gar nicht einverstanden waren und kräftige Töne schimpften. Besonders riskierten diejenigen noch ein großes Maulwerk, die etwas abbekommen hatten und ihre Wut darüber unbedingt noch auf einem Rotfrontler 'rausdreschen wollten. Gut sahen einzelne aus mit ihren blauen Augendeckeln, schwarzen Gesichtern und blutbespritzten Uniformen; einige mit mächtigen weißen Binden um die Rübe, welche hilfsbereite Sanitäter in verschwenderischer Fülle angelegt hatten und die nun stolz getragen wurden. Ich glaube schon, daß wir beim Weitermarsch einiges Aufsehen erregten. Auch unsere leere Fahnenstange wurde gebührend beaugapfelt, und breitspurig schritt ihr Träger einher, um die Hüfte immer noch das Fahnentuch. Und wir winkten immer und immer wieder mit unsern Fackelstummeln, wenn brausende Heilrufe ertönten. Vor dem Einmarsch in den Turnplatz gab es nochmals eine kurze Holzerei mit einigen irrsinnigen Roten.

Dann warfen wir unsere mehr als kläglichen Fackelreste zusammen.

Die junge Pforzheimer SA. hatte sich glänzend geschlagen. Und in der folgenden schweren Zeit bewies sie erst recht, welch prachtvoller Geist in ihr steckte. In zahllosen Nächten lag sie in Bereitschaft und wachte, damit harmlose Bürger, die für das „Märchen" vom bösen Kommunisten nur ein Achselzucken oder ein überlegenes Lächeln hatten, geruhsam schlafen konnten. In ruhiger Selbstverständlichkeit standen sie Wache oder schoben ihre Patrouillen. Nacht für Nacht. Und an dieser Wachsamkeit zerbrach Rotfront. Die Heimat war gerettet.

Ihr Kameraden, die ihr in fremder Erde ruht und die ihr euer Herzblut für diese Heimat verspritztet, schlaft ruhig weiter, denn euer Erbe befindet sich in treuer Hut! Wie ein granitener Block steht die SA., euer Vermächtnis gegen jeden Feind zu schützen!

„. . . breitspurig schritt ihr Träger einher, um die Hüfte das Fahnentuch"

# Inhaltsverzeichnis


Seite

**Vorwort** . . . . . 6

**Aus kleinsten Anfängen**

Als der Kampf um Berlin begann . . . . . 9
Rote Untermenschen in Göppingen . . . . . 16
Der Durchbruch in Hannover . . . . . 22
Parole: München! . . . . . 25
Das Schicksalsjahr 1923 . . . . . 30
1925 wurde Werner Dölle ermordet . . . . . 36
Der Führer in Heilbronn . . . . . 40
... und in Gera . . . . . 44
Eine rote Hochburg im Westen . . . . . 47
Wenn ein Sturmwirt erzählt . . . . . 52
Der erste Kampf . . . . . 56
Horst Wessel in Pasewalk . . . . . 57

**Über Gräber vorwärts**

... dem Tod so nah' . . . . . 62
Die Schlacht von Eisenberg . . . . . 64
Zwischen Stadt und Land . . . . . 68
Vormarsch im Rottal . . . . . 71
Kommune spielt Polizei . . . . . 74
Um des Reiches Hauptstadt . . . . . 76
Der Marsch der 90 000 in Nürnberg . . . . . 82
Im roten Harburg . . . . . 88
Die ersten Motorstürme im Harz . . . . . 92
Der rote Terror in Christburg wird gebrochen . . . . 94
Gerhard Bischoff tot! . . . . . 98
Marxisten, vom Pech verfolgt . . . . . 101

Seite

**Der Entscheidung entgegen**


Die Tage von Braunschweig . . . . . 106
Ein Zentrumsturm wackelt . . . . . 109
Eine Fahne und 500 Kommunisten . . . . . 112
Auf der ersten SA.-Führerschule . . . . . 115
Das Gummiknüppelauto . . . . . 119
Kleben mit Zwischenfällen . . . . . 124
Als Nazi in Klein-Moskau . . . . . 127
Im oberbergischen Land . . . . . 132
August Brackmann . . . . . 136
Berlin bleibt rot! . . . . . 139
Ein Soldat unserer Idee . . . . . 149
Der Blutsonntag von Altona . . . . . 151
Für das Dritte Reich . . . . . 158
Hitlerfahnen über Kärnten . . . . . 160
Heute gibt's noch was . . . . . 162
Der 30. Januar 1933 in Pforzheim . . . . . 165

# SCHRIFTTUM DER SA.

J. K. von Engelbrechten:

## Eine braune Armee entsteht

Die Geschichte der Berlin-Brandenburger SA. Mit einem Vorwort von Dr. Joseph Goebbels . . . . . Leinen **RM. 7.80**

## Das Jahr der SA.

Vom Parteitag der Ehre zum Parteitag der Arbeit. Mit einem Vorwort von Stabschef Viktor Lutze . . . . . Leinen **RM. 3.60**

## Erlebnisse der Kameradschaft

Das Buch schildert Erlebnisse, die aus dem Gemeinschaftsleben der SA. erwuchsen. Mit einem Vorwort des Stabschefs. Leinen **RM. 2.80**

## Männer gegen Schnüffler

Eine Sammlung kämpferischer Beiträge aus dem „SA.-Mann". Der alte Kampfgeist der SA. wird hier lebendig . . . Kart. **RM. 1.20**

## Fritz Stelzner: Schicksal SA.

Die Deutung eines großen Geschehens. Mit einem Vorwort des Generals der Polizei Kurt Daluege . . . . . Leinen **RM. 3.—**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

---

**Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München**

# DER APPELL

**Im Auftrage der Obersten SA.-Führung**

herausgegeben von der
Abteilung Weltanschauung u. kulturelle Dienstgestaltung

Bearbeitet von Sturmhauptführer Herbert Böhme

---

Heft 1: **Wille und Vollendung**
Auftrag und Durchführung der kulturellen Dienstgestaltung in der SA., von Obertührer Friedrich Joachim Klähn

Heft 2: **Deutschland, heiliges Deutschland**
Das große Gelöbnis, von Herybert Menzel

Heft 3: **Wintersonnenwende**
Sinn und Gestalt

Heft 4: **Die Losung**
Ein Weihespiel, von Herbert Böhme

Heft 5: **Die Musik im Dienstgebrauch der SA.**
von Dr. Franz Ständer

Heft 6: **Männer, Kämpfer und Soldaten**
Eine Morgenfeier, von Friedrich Joachim Klähn und Herbert Böhme

Heft 7: **Ewig lebt die SA.**
von Herybert Menzel

Heft 8: **Sommersonnenwende**
von Herbert Böhme

Heft 9: **Der heitere Kameradschaftsabend**
Grundsätzliches und Beispiele von Dr. Franz Ständer

Jedes Heft 20 Pfennig — Bezug durch jede Buchhandlung

---

**Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München**